

WARME FÜSSE

Vier Schweizer Erzählungen

Über die erste Amerikanerin in Europa.

Über Wandtafeln in Blindenschulen.

Über faulen Zauber mit Brennesseln und Schmetterlingen.

Über Seide vom Walensee.

Daniel Ambühl

Skyfood Verlag

Warme Füße

Vier Schweizer Erzählungen

Daniel Ambühl

Skyfood Verlag, Schweiz

www.skyfood.ch

Deutsche Erstveröffentlichung im Oktober 2022

208 Seiten, Taschenbuch

ISBN: 978-3-9525718-1-1

Alle vier Erzählungen sind ursprünglich als Texte zu Bildwegen entstanden – Daniel Ambühls Kunstform des begehbaren, gemeinsam vollendeten Bildes. Mehr dazu im Anhang dieses Buches sowie unter www.bildweg.ch.

Diese PDF-Ausgabe wurde anhand der Originaltexte des Autors zusammengestellt und um den Anhang „Der Bildweg – Kunst, die im Gehen entsteht“ ergänzt.

© Daniel Ambühl / Skyfood Verlag

Inhalt

Septima und Sebastian

Die Wandtafel in der Blindenschule

Der Brennesselmann

Die Seide vom Walensee

Anhang: Der Bildweg – Kunst, die im Gehen entsteht

Septima und Sebastian

Eine Geschichte aus Basel im Jahr 1528

Erzählung zum Bildweg Basel

Die Lachse kommen! Normalerweise erscheinen in Basel die Lachse im Sommer. Immer zur selben Zeit. Und immer alle miteinander. Obwohl sie weder Uhren an den Flossen tragen noch Kalender in den Kiementaschen mit sich führen. Auch Handys haben die Lachse keine, um miteinander zu telefonieren, wie es denn so geht, und ob und wann man sich wo trifft. Fische sind eben stumm. Aber sie sind nicht etwa stumm, weil sie nicht reden können. Nein, sie wissen gar nicht, worüber sie reden sollten. Sie haben keine Fragen. Ihnen ist klar, was sie zum Leben brauchen.

So ist das, seit der liebe Gott die Erde geschaffen hat. Und immer kamen die Lachse im Sommer nach Basel. Nur einmal kamen sie merkwürdigerweise viel zu früh, noch vor der Schneeschmelze, Anfang März. Aber mit den Lachsen hatte das nichts zu tun. Sie merkten nicht einmal, dass sie zu früh waren. Vielmehr war es die Zeit, die durcheinander geraten war. Ja, die Zeit wusste nicht mehr, wie spät es war. Oder andersherum gesagt: Jedes noch so kleine Ding in der Welt hatte seine eigene Zeit. Aber alle diese Zeiten passten nicht mehr zusammen. Die Schwalben brüteten im Winter und wunderten sich, dass Eiszapfen von ihren Nestern herabgingen.

Der Storch flog im Hochsommer nach Afrika und verdurstete beinahe, weil es in der Wüste so heiss war. Der Bauer wollte im Frühling Äpfel pflücken und schimpfte, weil die Bäume noch nicht einmal Blüten hatten. Die Männer wachten um Mitternacht auf, um zur Arbeit zu gehen.

Schmetterlinge flogen über verschneite Wiesen. Der Nikolaus kam in Badehosen und brachte frische Erdbeeren. Manchmal war es fünf Tage lang hell, weil die Sonne einfach nicht mehr unterging und von einer Seite des Himmels rastlos zur anderen irrte. Und der Mond war heute voll und morgen schon wieder leer.

Die Zeit war verzweifelt, denn sie konnte fragen, wen sie wollte: Können Sie mir bitte sagen, wie spät es ist? Jeder sagte etwas anderes. Und wenn die Zeit klagte, dass niemand ihr sagen könne, wie spät es sei, bekam sie frech zur Antwort: Du bist doch die Zeit. Du musst wissen, wie spät es ist. Das ist dein Job! Weil dieses Durcheinander schon viele Jahre dauerte, hatten sich die Menschen und Tiere daran gewöhnt. Aber im Jahre 1528 war das Durcheinander sehr auffällig. Ganz besonders in Basel. Es war der 1. März 1528. Es regnete in Strömen. Der Rhein führte Hochwasser.

Mitten in der Nacht regte sich Leben in einem Holzschuppen der Kartause, in dem dicht gedrängt etwa fünfzig Knaben auf laubgefüllten Säcken und Stroh auf dem Boden schliefen. "Der fette Salm ist da!", riefen die Kinder aufgeregt. Bernhard, der in dieser Nacht draussen Wache gehalten hatte, hatte die Neuigkeit gebracht, die sich in Windeseile verbreitete. Nur Sebastian drehte sich im Halbschlaf zur andern Seite und zog den alten, löchrigen Mantel, der ihm als Decke diente, über die Ohren. "Ihr macht Scherze", brummte er mürrisch. "Es ist doch erst März!"

Und die Lachse kommen immer erst im Sommer. Lasst uns weiterschlafen!" Bernhard aber blieb dabei. "Ich schwöre bei der heiligen Mutter Maria. Die Lachse sind da!" Und die Kinder wiederholten laut und im Chor: "Die Lachse sind da! Die Lachse sind da!" An ein Weiterschlafen war nicht zu denken. Sebastian erhob sich schlaftrunken von seinem Lager. Er fuhr mit den Fingern durch seine Haare, um das Stroh auszukämmen. Angekleidet war er schon. "Wehe, wenn ihr mich veräppelt", murmelte er missmutig und befahl den Knaben, im Holzschuppen zu bleiben, bis er mit Bernhard zurückgekehrt sei.

Also gingen Bernhard und Sebastian, da sie die ältesten der Knaben waren, über den finsternen Hof der Kartause in die Küche des Klosters. Dort fischten sie unter der Asche im kalten Herd mit einem Schürhaken ein glühendes Kohlestück heraus, entzündeten daran einen Kienspan und traten dann barfuss in den Regen hinaus. Zwischen dem Kloster und dem Rhein befand sich damals die Stadtmauer mit einem kleinen Tor. Und zwischen der Stadtmauer und dem Fluss lag ein schmaler Uferstreifen mit rundgeschliffenem Geröll und flachgedrückten Büschen. Bernhard ging ein paar Schritte ins Wasser und streckte den Kienspan so weit vor, wie er konnte.

“Siehst Du?“, sagte er triumphierend zu Sebastian. Tatsächlich. In der Tiefe des schwarzen Wassers glitzerten im Rhein die Leiber der Lachse. Bernhard und Sebastian eilten zurück in den Schlafschuppen. Sie wählten sechs der älteren Knaben aus: Thomas, Florian, Hans, Heinrich, Karl und Jakob, gaben ihnen Netze, Speere und hölzerne Dreizacke. Und so hantierte die kleine Kinderschar bald fischend in der Dunkelheit am Kleinbasler Ufer. Bis zu den Knien wateten die Knaben im kalten Wasser, im Regen frierend und stumm. Es kam keine Freude auf. Auch nicht, als einige Lachse an Land zappelten.

Ab und zu warfen die Knaben ängstliche Blicke über den düsteren Rhein zur Grossbasler Seite. Dunkel und leer starrten die Fenster der Häuserwand zu ihnen hinüber. Kein Licht und keine Menschenseele zeigte sich. Die Stadt schien in Pech und Tinte getaucht. Trostlos verlassen war auch die Brücke. Sie sah aus wie ein zersplitterter Baumstamm, der sich zufällig da verklemmt hatte und an dem wütend und schäumend die Wassermassen rissen und zerrten. Die acht Knaben fischten wortlos ein, zwei Stunden. Zögernd zeigte sich am Himmel ein grauer Schleier als Vorbote des neuen Tages, als plötzlich Florian mit seinem Käscher flussabwärts zeigte.

“Da unten“, rief er. “Schaut!“ Aus dem Dunst der Dämmerung schälte sich mitten im Rhein, auf der Höhe der St. Johannis-Vorstadt, ein Holzkahn –

nein, eher eine Kiste – ohne Segel, ohne Ruder, ohne Fenster. Das Ding sah aus wie ein riesiger schwimmender Holzschuh. Lautlos, ohne sichtbaren Antrieb, aber mühelos gegen den Strom fahrend, näherte sich das seltsame Gefährt der Brücke. “Was ist das?”, fragte Hans. “Keine Ahnung”, antwortete Sebastian. “Ich habe noch nie ein solches Ding gesehen.” Erst als der Kahn zwischen den äusseren beiden Steinpfeilern unter der Brücke hindurch gefahren war, bemerkten die Knaben, dass von der Spitze des rätselhaften Schiffes aus ein Bündel feinsten Seile ins Wasser strahlte.

Grosse Lachse zogen an ihnen das Boot. Die stolzesten Zugtiere der schwimmenden Kutsche trugen das blutrote Hochzeitskleid der Salme. Mit ihren mächtig aufgeworfenen Kiefernklauen sahen die Fische aus wie glühende Wassereber. Jetzt war der Kahn auf der Höhe der Knaben angekommen, und da sie ihre Netze und Angeln noch immer ausgeworfen hatten, verfangen sich einige der Lachse, die das Schiff zogen, in den Haken, Leinen und Maschen. Die kleinen Fischer bemerkten dies und versuchten, vom Ufer aus die verhedderten Lachse anzulanden oder zu befreien. Die schwimmende Kutsche verlor immer mehr an Fahrt und kam zitternd in der Strömung zum Stillstand.

Doch je mehr die Knaben an den Leinen zerrten, desto bedrohlicher trieb das Schiff ab, kam quer im Fluss zu liegen und wurde von der Gewalt der Wassermassen erfasst. Die Strömung riss den Kahn mit und spülte ihn auf die Brücke zu, wo er unter dem Aufschrei der Knaben am steinernen Brückenpfeiler des Kapellenjochs wie eine Nuss in zwei Hälften zerbrach. Rasch füllten sich die beiden Schalenteile des Schiffes mit Wasser und verschwanden unter der Brücke. Was die Knaben vom Ufer aus nicht sehen konnten: Als einzige Fracht der Holzkapsel wurde eine zarte menschliche Gestalt in den Rhein gespült.

Erst als ein Schrei zu hören war, ein Schrei in hoher, klarer Tonlage, fast ein Gesang, und mehr noch ein Schrei des Erstaunens als der Angst – wie soll man sagen, der Schrei eines Engels? – da erwachten die Knaben aus

ihrer Starre. Bernhard stürzte sich ins Wasser. Sebastian warf ihm vom Ufer aus ein Seil zu, das dieser sich um den Bauch band, während er auf den Ort zuschwamm, wo der Schrei herkam. Aber es dauerte alles viel zu lange. Das Wasser war reissend und voller Wirbel. Der Schrei verstummte. Niemand kam von der Grossbasler Seite zu Hilfe.

Kein Licht erglommte dort. Kein Fenster ging auf. Keine Menschengestalt erschien. Die Schiffe der Fährleute schaukelten an der Schiffflände leblos an ihren Leinen. Wie durch ein Wunder gelang es Bernhard schliesslich, den flussabwärts treibenden Körper zu fassen. Die Knaben zogen ihn mit dem Seil aus dem Wasser. Als der blasse Leib regungslos beim Kleinbasler Aufgang zur Brücke auf dem Uferkies lag, rief Bernhard keuchend und am ganzen Körper zitternd: "Um Himmels Willen! Wer ist denn das?" Es war eine junge Frau, kaum erwachsen, mit glatten, schwarzen Haaren und hohen, kräftigen Wangenknochen, die aus dem fein geschnittenen, aber eigenartig flachen Gesicht herausragten.

Sebastian kniete vor ihr nieder und hielt seinen Kopf an ihre Brust. Das Herz schlug noch. Aber sie atmete nicht mehr. Mit beiden Händen hob er vorsichtig ihren Kopf etwas an, drehte ihn leicht nach hinten in den Nacken, hielt dann mit den Fingern ihre Nase zu und blies seinen Atem in ihren Mund. Bei jedem Zug sah Sebastian an ihrem Ohr einen goldenen Ring mit einer rot-schwarz gebänderten Muschel. Die junge Frau war in ein Wams aus ungewirkter weisser Baumwolle gekleidet, die in einem netzartigen Muster versteppt war. Sie trug Ketten, Armringe, Goldgehänge und bunte Vogelfedern.

Eine Schürze aus leuchtend farbigem Gewebe mit skurrilen Tierfiguren war um ihre Hüfte gebunden. Ihre linke Hand hielt krampfhaft den Schultergurt einer geflochtenen Tasche fest. Keiner der Knaben hatte bisher ein menschliches Wesen in einer derartigen Aufmachung gesehen. Auch ihr Geruch war unbeschreiblich süss und würzig. "Was macht Sebastian da?", fragte Thomas empört. "Er will sie wieder lebendig machen", gab Karl zurück. "Darf man das? Das ist doch Hexerei!",

murmelte ein Knabe. “Haltet den Mund!”, herrschte Bernhard sie verärgert an. Da endlich schüttelte ein Husten den Körper der jungen Frau, und sie begann zu atmen.

Sie öffnete die Augen, und als sie die Kindergesichter sah, huschte ein müdes Lächeln über ihr Gesicht. “Gott sei Dank”, flüsterte Sebastian. Das Mädchen setzte sich etwas benommen auf und schaute Sebastian an, als ob sie aus einem schönen Traum erwacht wäre. Ihre Augen waren wie Bernstein – oder wie dunkler Honig. “Danke”, sagte sie dann leise. “Wie heisst du?” “Sebastian”, antwortete er. “Ein schöner Name”, sagte das Mädchen. “Er passt zu dir.” “Und wie heisst du?”, fragte Sebastian das Mädchen. “Ich heisse 7-Hirsch”, sagte sie fröhlich. Die Knaben schauten einander unsicher an und wussten nicht, was sie davon halten sollten.

“Was ist?”, fragte das Mädchen. “Gefällt euch mein Name nicht?” “Doch!”, gab sich Sebastian einen Ruck. “Es ist ein schöner Name, aber...”, zögerte er. “Aber was?”, fragte das Mädchen herausfordernd. “... ich muss mich zuerst an ihn gewöhnen”, lachte er verlegen. Die Kinder und 7-Hirsch stimmten in sein Lachen ein. “7-Hirsch tönt für uns eben nach einem Knabennamen”, erklärte Thomas. “Aber wir könnten dich ‘Septima’ nennen.” “Septima?”, lächelte 7-Hirsch. “Was heisst das?” “Die Siebente”, antwortete Thomas, “in lateinischer Sprache. Denn bei uns scheint man heute sehr edel, wenn man einen lateinischen Namen trägt.

Die gebildeten Leute hier mögen unsere Muttersprache nicht. Sie halten sie für etwas Primitives.” “Das ist komisch”, lachte 7-Hirsch. “Septima oder 7-Hirsch – nennt mich so, wie es euch gefällt.” “Also 7-Hirsch”, sagte Sebastian. “Ich schlage vor, wir gehen jetzt zu uns nach Hause und du ziehst dir trockene Kleider an.” Als die Knaben mit 7-Hirsch in ihrer Mitte auf dem Uferweg zur Kartause spazierten, hatte es aufgehört zu regnen. Einzelne Sonnenstrahlen zeigten sich zwischen den Wolken. Ein Schwarm von Zugvögeln steuerte von Süden her hoch am Himmel auf die Stadt zu.

Als die Vogelschar über dem Münster ankam, zerriss fürchterliches Gekreische und jämmerliches Gepiepse die Stille. Der wohlgeordnete Zug brach in ein Chaos auseinander, und die Vögel stürzten – einer nach dem andern – vom Himmel herab. Mit klatschendem Geräusch fielen sie tot in den Rhein. Septima blieb stehen. “Was hat das zu bedeuten?”, fragte sie. Sebastian nahm sie beim Arm und zog sie mit sich. “Die armen Vögel”, erklärte er, “sind in den giftigen Atem des Basilisken geraten.” “... des Basilisken...?”, fragte 7-Hirsch. “Das ist ein Drache, der die Stadt beherrscht”, antwortete Sebastian.

Septimas Gesicht begann zu leuchten: “Prima!”, rief sie erfreut. “Dann bin ich ja am goldrichtigen Ort gelandet. Ich glaube, das ist genau der Kerl, den ich suche.” Station 2 Oberer Rheinweg beim Waisenhaus Mutter Hortensias himmlische Brüste Das Kloster der Kartäuser war schon einige Zeit verlassen. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, war gestohlen oder abtransportiert worden. In den Dächern der Klostergebäude klafften grosse Löcher, da man die Dachziegel für andere Häuser gebraucht hatte. Überall lagen Bruchsteine, Bretter, Balken und allerlei Unrat verstreut.

Grosse Teile des Klosters waren unbewohnbar, und doch diente es nun notdürftig als Waisenhaus. Während die Knaben im Holzschuppen wohnten, waren die etwa hundert Mädchen, die Kleinkinder und Säuglinge in einem Gebäude neben der Kirche untergebracht. “Schön sieht es hier aus”, sagte Septima, als sie wieder trockene Kleider trug und sich mit den Knaben im Innenhof des Klosters traf. “Ich werde euch gleich helfen, die Häuser ganz abzurechen.” “Abzurechen?”, wunderte sich Sebastian. “Schön? Wir wohnen hier in einer Bruchbude, und du machst dich auch noch lustig darüber?”

“Freut ihr euch denn nicht?”, fragte Septima erstaunt. “Worüber sollten wir uns freuen?”, ärgerte sich Bernhard: “Dass wir uns den Hintern abfrieren? Und dass der Regen durch die Dächer tropft? Und der Wind durch die Wände pfeift? Und dass viele Kinder krank sind, weil es hier feucht und modrig ist?” “Hmm”, begann Septima vorsichtig, weil die

Knaben sie vorwurfsvoll und verärgert anschauten. “Habt ihr denn diese Häuser nicht selber abgebrochen?” “Wir sind ja nicht blöd”, rief der kleine Thomas empört. “Weshalb sollten wir die Häuser abbrechen, in denen wir wohnen?”

“Macht ihr das denn nicht ab und zu?”, fragte Septima. “Nein”, wiederholte Thomas. “Wir sind ja nicht blöd! Oder brecht ihr etwa, da wo du her kommst, eure Häuser immer wieder ab?” “Ja!”, antwortete Septima, “genau das machen wir. Alle zweiundfünfzig Jahre brechen wir sogar unsere ganze Stadt ab und bauen sie wieder neu auf. Das ist bei uns ein Riesenfest. Alle freuen sich darauf.” Da wandten sich die Knaben kopfschüttelnd von ihr ab und gingen über den Hof davon. Nur Sebastian blieb neben ihr stehen. “Hab ich etwas Falsches gesagt?”, fragte Septima mit unschuldigen Augen.

Sebastian schwieg und schaute sie forschend an. “Es tut mir Leid, wenn ich etwas Falsches gesagt habe”, beteuerte Septima: “Ehrlich! Was ist denn hier los?” “Also gut”, überwand Sebastian sein Misstrauen. “Komm mit. Ich werde dir zeigen, was hier los ist.” Die Kinder waren in der Kirche zum Frühstück versammelt. Es war dunkel, kalt und feucht. Es roch nach Schimmelpilz und Russ. Einige Mädchen verteilten auf dem Altar Brot und Hafermus in schäbige Holznapfe. Die Bänke waren mit essenden Kindern bis zur hintersten Reihe besetzt. Viele grosse Augen schauten Sebastian und Septima fragend an.

Ein Knirps in zerlumpten Kleidern zupfte Septima am Wams. “Bist du ein Engel?”, fragte er mit einem heiligen Leuchten in den Augen. “Dummkopf”, sagte ein älterer Knabe, der neben ihm stand. “Es gibt keine Engel.” “Doch, es gibt sie!”, entgegnete der Knirps energisch und stampfte mit seinen Beinchen auf den Boden. “Das ist bestimmt ein Engel!” “Und wo sind denn ihre Flügel?”, fragte der Ältere herablassend. Als der kleine Junge nachschaute und sah, dass Septima keine Flügel hatte, begann er zu weinen. Septima nahm ihn auf den Arm, aber das Knäblein war untröstlich, und je zärtlicher Septima ihn streichelte desto hemmungsloser

weinte er.

Erst als sie ihm etwas ins Ohr flüsterte, wurde er still und spielte vergnügt mit der bunten Kette, die um ihren Hals hing. “Was ist hier los?”, fragte Septima erneut. “Wo sind die Eltern dieser Kinder?” “Auf der anderen Seite des Flusses”, antwortete Sebastian. “Und weshalb lassen sie euch hier alleine?” “Sie haben Angst!” “Wovor?” “Sie glauben, dass die tödliche Seuche, die seit ein paar Jahren unser Land heimsucht, von Kindern auf die Eltern übertragen wird. Und zwar durch Küsse. Deshalb haben sie uns ins Kleinbasel gebracht und sich im Grossbasel verschanzi.

Und da lassen sie niemanden hinein, es sei denn, er bringe ihnen Dinge, die sie wirklich dringend benötigen.” “Und was ist mit dem Drachen?”, fragte Septima. Sebastian setzte sich in eine Kirchenbank. “Der Basilisk ist der Stadtwächter von Basel”, erzählte er. “Er ist der König der Gifttiere und sieht aus wie eine Mischung aus einer Riesenschlange und einem Vogel. Man sagt, dass der Basilisk aus einem dotterlosen Hahnenei geboren und von einer Kröte auf einem Miststock ausgebrütet wurde. Früher lebte er tief im Boden versteckt und brachte nur Bergarbeiter und Brunnenmacher um, die ins Erdreich zu ihm vordrangen.

Sein Blick ist tödlich und sein giftiger Atem bringt alles Leben zum Erlöschen. Vor einiger Zeit aber haben die Bewohner von Basel dem Basilisken mitten in der Stadt ein prunkvolles Haus gebaut. Da sitzt er jetzt tagein tagaus auf seinem Thron. Auf dem Kopf trägt er eine Falkenhaube und sein Zimmer ist mit einem hohen Kamin ausgestattet, durch den sein giftiger Atem in den Himmel entweichen kann. Immer, wenn sie sich bedroht fühlen, nehmen die Basler dem Basilisken die Falkenhaube ab, und dann stürzt er sich wie eine Furie auf alles Lebendige innerhalb der Stadtmauern, das sich nicht rechtzeitig versteckt hat, und rottet es gnadenlos aus.”

Septima tippte sich nachdenklich mit dem Zeigefinger auf die geschlossenen Lippen. “Und was hat der Basilisk davon?”, fragte sie nüchtern. “Wie meinst du das?”, fragte Sebastian zurück. “Na, weshalb er

das macht? Macht er das wegen des Geldes zum Beispiel?" "Nein!" "Aus Prunksucht, aus Kriegslust oder aus Machtgier?" "Nein!" "Oder weil die Bewohner ihn lieben und verehren?" "Im Gegenteil!", rief Sebastian. "Vor nicht einmal hundert Jahren haben wir sogar einen Basilisken zum Tode verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt." "Aber irgend etwas", überlegte Septima, "muss der Basilisk doch davon haben, dass er jetzt für die Bewohner der Stadt arbeitet!"

"Ja, schon möglich", antwortete Sebastian nachdenklich. "Aber ich weiss es nicht." "Ist jetzt nicht so wichtig", winkte Septima gelassen ab. "Das werde ich schon herausfinden." "Und wie?", fragte Sebastian. "Indem ich den Basilisken besuche. Und ihn selber frage!" "Du willst da hinübergehen?", erschrak Sebastian. "Na klar!", rief Septima. "Der Basilisk wird dich umbringen!" "Nein", sagte 7-Hirsch unbeeindruckt. "Das glaube ich nicht. Ich glaube nämlich, ich kenne den Basilisken von irgendwoher. Und ich weiss auch, wie man mit ihm umgehen muss!"

Sebastian war von ihrem Plan nicht begeistert. Er verschränkte seine Arme und schaute trotzig weg. Erst als ihn Septima drängte zu erzählen, wie man denn unbemerkt ins Grossbasel gelangen könne, brach Sebastian sein Schweigen und berichtete, dass nur Händler über die Brücke gelassen würden. Das Tor auf der Grossbasler Seite der Brücke sei aber stets geschlossen und alle Waren würden genaustens durchsucht, bevor man sie einlasse. Dabei würde man Septima sofort entdecken, falls sie sich in einem Sack oder Fass versteckt hielte. Der Fährbetrieb sei schon seit langem eingestellt.

Nur Mutter Hortensia könne vielleicht in dieser Frage noch weiterhelfen. Mutter Hortensia war die einzige erwachsene Person, die mit den Kindern im Waisenhaus lebte. Sie war vor langer Zeit als Nonne ins Clarakloster eingetreten. Aber vor über zehn Jahren waren die Kleinbasler Kloster geräumt und ihre Bewohner und Bewohnerinnen vertrieben worden. Schwester Hortensia floh mit den beiden Waisenkindern Sebastian und Bernhard, die damals noch Säuglinge waren, ins Kartäuserkloster und

versteckte sich mit ihnen in einem Beichtstuhl. Und da sich kurz danach alle Erwachsenen aus dem Kleinbasel zurückzogen und im Grossbasel verschanzten, konnte sie unbehelligt im Kartäuserkloster weiterleben.

Aber es blieb ihr nichts anderes übrig, als die beiden Kleinkinder und die vielen anderen, die bald dazukamen, selber zu stillen. Mutter Hortensia bekam riesige Brüste und Ströme von Milch quollen aus ihnen. Als Septima und Sebastian in ihr Zimmer traten, standen da vierundzwanzig kleine Krippen, und Mutter Hortensia, die mit einem gütigen Lächeln und rosaroten Wangen in einem Berg von Kissen am Boden sass, hielt in ihren Armen gerade zwei Säuglinge, die genüsslich an ihren himmlischen Brüsten tranken. “Das ist also die rätselhafte 7-Hirsch, von der alle Kinder sprechen?”, begrüßte Mutter Hortensia die Eintretenden mit sanfter Stimme und lud sie ein, neben ihr Platz zu nehmen.

“Nun bin ich aber gespannt zu hören, was dich zu uns führt und woher du kommst!” “Ich weiss nicht, wo ich anfangen soll”, entschuldigte sich Septima. “Habt ihr schon einmal von einem Seefahrer namens Christoph Kolumbus gehört?” “Ja klar”, antwortete Sebastian begeistert. “Er hat vor dreissig Jahren, als er den Seeweg nach Indien suchte, eine neue Welt entdeckt, die Amerika heisst.” “Na, na!”, bremste Mutter Hortensia Sebastians Eifer. “Das ist doch bestimmt nur ein Märchen. Die Welt ist heute voll von Spinnern, die irgendwelche unglaublichen Geschichten verbreiten.

Doch sie kennen alles nur vom Hörensagen. Oder warst du selber schon in Amerika?” Sebastian schaute beschämt zu Boden. “Er nicht”, half ihm Septima. “Aber diese Geschichte ist wahr. Denn ich komme von Amerika!” “Du?”, rief Sebastian entzückt, und schaute triumphierend zu Mutter Hortensia, die ihm mit einer Handbewegung zu verstehen gab, er solle Septima weiter reden lassen. Und Septima erzählte der Reihe nach, wie es dazu kam, dass sie als erster amerikanischer Mensch nach Europa fuhr, und dass sie dabei nicht etwa wie Kolumbus bloss an irgendeiner Küste irgendeiner vorgelagerten Insel landete, sondern gleich im Herzen

des Kontinents: in Basel.

“Vor acht Jahren”, begann Septima ihre Erzählung, “ist ein Spanier mit Namen Cortez an der Küste von Mexiko gelandet. Er ist ins Hinterland eingedrungen und hat in nur zwei Jahren alles zerstört und geplündert, was dort in Hunderten von Jahren aufgebaut wurde. Das waren nicht Menschen, die mit Cortez in den grossen Schiffen ankamen. Nein, Bestien waren das, auf schäumenden Pferden ritten sie, nur Männer, bärtige, finstere Kerle mit Blechhelmen und Rüstungen. Teuflische Bluthunde hatten sie dabei, die jeden Menschen im Nu in Stücke rissen. Sie waren mit Eisenrohren bewaffnet, die Tod und Feuer spuckten, und sie hatten eine unersättliche Gier nach allem, was golden glänzte.

Ihre gefährlichste Waffe jedoch war die Lüge. Immer wieder haben wir ihrem Wort vertraut, und jedesmal haben sie es schamlos gebrochen, kaum dass sie erreicht hatten, was sie wollten. So wurde von einer Handvoll dieser lügenden Banditen sogar das grosse kriegerische Volk der Azteken mit ihren Abertausenden von Soldaten in nur zwei Jahren ausgelöscht, die Bevölkerung umgebracht, in die Wälder gejagt, wo die Menschen verhungerten. Oder sie wurden gefangen genommen und an Besitzer von Goldminen verkauft, wo sie zu Tode geschunden wurden.” Hier unterbrach Mutter Hortensia die Ausführungen von Septima, indem sie mit einer Kopfbewegung auf die beiden Säuglinge deutete, die unter ihren Brüsten eingeschlafen waren.

Ein Mädchen namens Ursula trat hinzu, nahm die beiden Kleinkinder an sich, bettete sie in ihre Krippen und brachte zwei neue Säuglinge. “Weiter!”, drängte Sebastian ungeduldig. “Wie ging es weiter?” “Ich selber”, hob Septima an, “stamme aus einem Volk, das in den Bergen lebt, an der westlichen Grenze des Aztekenreiches. Wir nennen uns Mixteken, was in unserer Sprache soviel heisst wie Wolkenmenschen. Mein Vater, der den Namen 4- Obsidianmesser-Feuerschlange trägt, ist der Fürst dieses Volkes. Als die Spanier unsere Hauptstadt Oaxaca überfielen und plünderten, floh ich mit meinen Eltern in ein entlegenes Tal in den Bergen,

wo wir uns in einer Höhle versteckten.

Dann habe ich eines Tages meinem Vater gesagt, dass es mir in dieser Höhle langweilig sei und dass ich die Nase voll hätte von diesen Unmenschen, die alles kurz und klein schlagen und nichts wieder aufbauen. Ich will mich auf den Weg machen, sagte ich, um den König dieser Bestien aufzusuchen und mit ihm ein ernstes Wörtchen zu reden. Ihr könnt euch sicher vorstellen, dass meine Eltern versucht haben, mich davon abzuhalten – ich war damals erst elf Jahre alt. Aber dann bin ich eines Nachts einfach abgehauen und hinterliess einen Brief, in welchem ich versprach, so bald wie möglich zurückzukommen und dann unser Land von den Schlächtern und Banditen zu befreien.”

“Zwei Jahre”, fuhr Septima fort, “hat es allerdings gedauert, bis ich auf vielen Umwegen endlich an der Meeresküste in der Stadt Xicalanco ankam. Und ein weiteres halbes Jahr, bis ich dort Freunde fand, die mir – unbemerkt von den Spaniern, die sich dort in wilden Haufen herumtrieben – ein Schiff bauten und eine Mannschaft mitgaben. Heimlich sind wir dann in einer Leermondnacht Richtung Osten aufgebrochen. Denn von Osten her kamen fast täglich neue Schiffe mit noch mehr dieser waffenstarrten Bestien an. Die Überfahrt war sehr gefährlich. Niemand von uns kannte die Route.

Als nach einem halben Jahr unsere Vorräte zur Neige gingen, entschied meine Mannschaft, über Bord zu springen, um wenigstens mir das Überleben zu ermöglichen. Mein Flehen, sie sollten da bleiben, haben die zwölf Männer einfach überhört. Sie zurrten ihre zwölf Fischerleinen am Bugknauf des Schiffes fest und sprangen ins Wasser. Ich blieb allein im Schiff zurück. Wenig später, mitten im offenen Meer, bissen plötzlich grosse Fische an den zwölf Angelleinen an. Und an diesen Leinen zogen mich die Fische bis zur Küste eines grossen Landes. Sie schwammen in die weite Mündung eines Flusses hinein und dann den breiten Strom hinauf, bis mein Schiff am Pfeiler der Basler Brücke zerbrach, ich in den Rhein fiel und ihr mich gerettet habt.”

In diesem Moment wurden von Ursula die nächsten beiden Säuglinge gebracht. “Und jetzt?”, fragte Mutter Hortensia, indem sie zu 7-Hirsch aufblickte. “Was hast du vor?” “Ich werde jetzt zuerst einmal ins Grossbasel hinübergehen”, sagte Septima mit ernster Entschlossenheit, “und mit dem Basilisken reden. Ich habe nämlich den Eindruck, dass dieser Kerl am Unglück, das meinem Volk widerfuhr, mitschuldig ist. Und an eurem ja offenbar auch.” Mutter Hortensia schaute Sebastian entgeistert und durchdringend an. Dieser zog abwehrend die Schultern hoch. “Ich habe ihr gesagt, dass man nicht hinüber kann!”

“Nein”, widersprach ihm Septima heftig. “Du hast gesagt, dass Mutter Hortensia vielleicht weiterhelfen könne. Dass es vielleicht noch einen anderen Weg gibt, um von hier auf die andere Seite des Rheins zu gelangen.” Bevor Sebastian antworten konnte, betrat ein Mädchen eilig das Zimmer. Im Arm trug sie ein Baby, das in ein Schaffell gewickelt war. “Es wurde eben abgegeben”, berichtete das Mädchen aufgeregt und halb entschuldigend. Ursula half ihr, ein weiteres Krippchen bereit zu machen, und sie legten das Neugeborene hinein. “Wo kommen diese Kinder her?”, fragte 7-Hirsch.

Mutter Hortensia zog die Augenbrauen hoch und schürzte den Mund. “Von der anderen Seite”, sagte sie kurz. “Und wie?”, hakte 7-Hirsch nach, “wie kommen die Kinder hierher? Wer bringt sie? Auf welchem Weg?” “Also gut”, begann Mutter Hortensia nach einer längeren Pause: “Es gibt noch einen Weg auf die andere Seite. Es ist ein Geheimgang. Ein Wassertunnel. Er kann nur von Frauen benutzt werden. Männer gehen darin unter. Durch diesen Wassertunnel kommen die Mütter vom Grossbasel hierher und geben ihre Kinder bei uns ab. Manchmal bringen sie auch Windeln oder etwas zum Essen oder sie erkundigen sich nach ihren Kindern.

Aber immer bleiben sie nur kurze Zeit, denn ihre Männer im Grossbasel dürfen nichts von diesen Kontakten wissen. Wenn die Männer ihre Frauen jeweils fragen, wo sie waren, antworten sie, sie seien ins Münster

gegangen, um zu beten. “Und wie finde ich den Wassertunnel?”, fragte Septima ungeduldig. Aber schon waren die nächsten beiden Säuglinge an der Reihe. Erst als auch diese sorgsam zum Stillen an den Brüsten lagen, räusperte sich Mutter Hortensia und fuhr fort: “An der Stelle, wo der Wassertunnel beginnt, siehst du am Kleinbasler Ufer ein paar steinerne Treppenstufen.

Auf diesen steigst du langsam ins Wasser hinein. Nach einigen Tritten wirst du merken, dass deine Füße seltsamerweise wieder im Trockenen sind. Also gehst du einfach weiter ins Wasser hinein und befindest dich dann in einem Tunnel. Wände und Decke des Tunnels bestehen ganz aus Wasser. Man kann Fische sehen und am Boden kullern die runden Steine des Geschiebes vorbei. So gehst du in diesem Tunnel weiter und siehst auf halbem Weg ein silbernes Glöcklein am Boden liegen. Und am Ende des Tunnels kommst du zu einem Felsen, der in Wirklichkeit aber – wenn du ganz genau hinschaust – ein uralter Wels ist.

Er tut dir aber nichts. Du ziehst ihn einfach an seinen beiden langen Barteln, dann öffnet er den Mund und du kannst bequem in ihn hinein spazieren und gelangst über eine Treppe zu einer Steintüre. Von da kommst du in einen Raum unter dem Chor des Münsters.“ “Danke!”, rief 7-Hirsch glücklich, sprang auf und eilte davon. “Wir treffen uns im Hof wieder”, rief sie Sebastian noch zu. “Ich hole nur meine Tasche und ziehe meine trockenen Kleider an.” Aber als Septima wenig später im Hof auf Sebastian wartete, kam dieser nicht. Erst nach einer halben Stunde näherte sich niedergeschlagen ein kleiner Junge.

Sebastian, berichtete er bekümmert, könne nicht kommen. Er müsse bei den beiden Knaben bleiben, die krank geworden seien. “Was haben sie denn?”, fragte 7-Hirsch. Doch da begann der Junge zu weinen und sagte, während er davon eilte, sie hätten einen Kranz roter Beulen am Kopf, hohes Fieber und niemand wisse, wie lange sie noch lebten. Im Holzschuppen lagen die beiden kranken Knaben auf ihren Säcken. Sebastian hielt ihre Hände. “Was ist das für eine Krankheit?”, fragte

7-Hirsch. "Man kennt sie noch nicht lange", antwortete Sebastian ratlos. "Von den einen wird sie die französische, von anderen die napolitanische, wieder von anderen die venerische Krankheit genannt.

Aber niemand kennt die Medizin dagegen." Als 7-Hirsch die Beulen auf den Stirnen der blassen Kinder genauer betrachtete, sagte sie plötzlich: "Ich kenne diese Krankheit! Ja, ganz bestimmt! Es ist eine Krankheit, die es bei uns in Amerika auch gibt." "Schon möglich", sagte Sebastian traurig. "Es wird erzählt, dass diese Plage von den Eroberern Amerikas zu uns eingeschleppt wurde." "Von Kinder-Eroberern?" "Wie meinst du das?" "Du hast doch gesagt, dass diese Krankheit nur von Kindern auf die Erwachsenen übertragen wird. Durch Küsse. Aber Kinder habe ich unter den Bestien, die unser Land eroberten, keine gesehen.

Nur erwachsene Männer." Sebastian verteidigte sich: "Nicht ich sage, dass die Kinder die Erwachsenen mit dieser Krankheit anstecken, sondern das sagen die Erwachsenen. Und zwar sagen die das deshalb, weil es vorkommt, dass schon ganz kleine Kinder, sogar Neugeborene, an dieser Krankheit leiden." Jetzt nickte Septima. "Genau so verhält es sich mit dieser Krankheit auch bei uns in Amerika! Aber ich weiss auch, wie man sie heilen kann." Sebastian sah 7-Hirsch zweifelnd an. Plötzlich vergrub Septima ihren Kopf in den Händen. "Was ist?", fragte Sebastian.

"Ich bräuchte dazu", stöhnte Septima, "das Holz des Guajakbaumes. Dieser wächst aber nur bei uns in Amerika. Ach! Meine Tasche ist voll von Geschenken. Aber dass ich eine Medizin gegen eine Krankheit mitbringen könnte, daran habe ich nicht gedacht." Sebastian schüttelte betrübt den Kopf, schaute auf die Knaben, die blass und elend gezeichnet von der Krankheit vor ihm lagen. "Alles, womit in dieser Welt Geld zu verdienen ist, kommt irgendwann mit einem Händler in Basel vorbei", begann er schliesslich zu reden. "Wenn es dieses Guajakholz auf dieser Welt gibt, dann ist es am ehesten noch auf dem Markt oder in einer Apotheke auf der anderen Seite des Rheins zu finden."

“Na wunderbar”, freute sich Septima. “Ein Grund mehr, um den Grossbaslern jetzt einen Besuch abzustatten.” Als Septima über den Innenhof dem Rhein zustrebte, schaute aus einem Fenster Mutter Hortensia hinunter und winkte. “Wenn du im Wassertunnel bist”, rief sie, “dann nimm ein paar der kugelrunden Steine mit, die am Boden vorbeierollen, und bewahre sie gut auf. Und wenn es in deinem Leben einmal nicht mehr weiter geht, dann wirf einen der Steine zurück in den Rhein. Und du wirst sehen, dass alles wieder in Fluss gerät.” Station 3 Pfalz Septima trotz dem Basilisken Genau wie Mutter Hortensia gesagt hatte, endete der dunkle Welsingang vor einer mächtigen Steintüre unter dem Chor des Münsters.

Von der anderen Seite hörte Septima emsiges Hämmern und Klopfen. Als sie die Türe ein wenig aufdrückte, sah sie durch den Spalt hindurch etwa ein Dutzend Männer, die in dem Kellergewölbe bei Kerzenschein mit Meisseln und Fäustlingen an grossen Marmorblöcken arbeiteten. Vorsichtig schlich sie in den Raum und schloss die Steintüre hinter sich zu. Die Männer bemerkten nichts davon, da sie ganz in ihre Arbeit vertieft waren. “Hallo!”, rief sie, so laut sie konnte. “Alle mal herhören bitte!” Augenblicklich verstummte das Gehämmer und Geklopfe. Die Männer, die von Kopf bis Fuss vom Staub des weissen Marmors eingepudert waren, standen wie angewurzelt da und starrten auf das Mädchen.

“Was macht ihr da Hübsches?”, fragte 7-Hirsch freundlich. Keiner brachte ein Wort heraus. “Woher kommst du?”, stammelte schliesslich einer. “Ich heisse 7-Hirsch”, antwortete sie. “Ich bin aus dem Grab da gestiegen. Ich komme direkt von der anderen Seite des Rheins.” Einige der Männer liessen ihre Werkzeuge fallen, schrien “ein Gespenst!” und wollten abhauen. Aber 7-Hirsch rief: “He, da geblieben!”, und hielt einen der Steinmetze, die gar nicht wie Handwerker aussahen, am Rock fest. “Ich habe euch etwas gefragt”, sagte 7-Hirsch ernst. Der dicke Mann schwieg und schaute zu Boden.

“Darf man hier nicht fragen?”, insistierte sie. “Doch”, wimmerte der Mann unterwürfig. “Also”, wiederholte 7-Hirsch, “was macht ihr da?“ “Wir machen unsere Grabsteine.” “Ah ja?”, sagte 7-Hirsch. “Ist das nicht noch ein bisschen früh?“ “Wenn es etwas Schönes werden soll”, verteidigte sich der Dicke, “muss man lange daran arbeiten.” “Wäre es nicht besser, es euren Nachfahren zu überlassen, schöne Grabsteine für euch zu machen, wenn ihr einmal gestorben seid?“ “Ja schon, aber wir haben keine Nachfahren mehr. Unsere Kinder sind doch auf der anderen Seite.

Und weder wir wissen, welche Kinder die unseren sind, noch wissen die Kinder, wer ihre Eltern sind.” “Und wozu braucht ihr dann Grabsteine?“ “Weil wir sonst keine haben, wenn wir tot sind!“ “Du brauchst doch keinen Grabstein, wenn du nicht mehr da bist. Du Dummkopf.” “Doch, doch. Die andern erinnern sich dann, dass ich einmal da war.” “Kein Mensch wird sich an dich erinnern, wenn du ein Leben lang im Keller an deinem Grabstein herumhämmerst”, empörte sich 7-Hirsch. “Besser wärs, du würdest schleunigst deine Kinder wieder zu dir nehmen und dich um sie kümmern.”

“Aber die Kinder stecken mich doch an mit ihrer Krankheit und dann sterbe ich... ohne Grabstein.” Der Dicke rannte davon. 7-Hirsch hinter ihm her. Als sie auf die Terrasse der Pfalz hinaus trat, war er verschwunden. In diesem Moment wurde in der Stadt Alarm geschlagen. Zugleich hörte man den grässlichen Ruf des Basiliken: Schischeriquaak! Schischeriquaaaaak! und das dumpfe Geräusch seiner schlagenden Riesenfledermaus-Flügel, als er durch die Lüfte heransauerte. Septima zupfte sich seelenruhig ihr Kleid zurecht, ordnete ihr Haar und schaute ihm entgegen.

Der Basilisk erspähte sie mit seinen blutunterlaufenen Augen, streckte seine messerscharfen Klauen vor und setzte zum Sturzflug an. Septima winkte ihm gelassen zu. “Hallöchen!”, rief sie, als ob sie einen Freund erwartete. Vor Erstaunen darüber verlor der Basilisk beim Landeanflug die Kontrolle. Er streifte mit einem Flügel den Ast eines Lindenbaumes, geriet ins Trudeln, fiel kopfüber zu Boden, schlitterte auf dem Bauch einige

Meter über den Platz und kam schliesslich vor Septimas Füßen in einer Staubwolke zum Stillstand. Wütend hob er den Kopf, knirschte furchterregend mit seinem Schnabel und feuerte dann seine stechenden Blicke auf Septima ab.

Doch dieser Angriff zerbröselte wirkungslos an ein paar kleinen Kolibrifederchen, die Septima sich ins Haar geflochten hatte und verpuffte an einem seltsamen Gegenstand, den Septima in der Hand hielt und der aussah wie ein Spiegel aus Rauch. Als der Basilisk begriff, dass sein Todesblick versagte, bäumte er sich drohend vor Septima auf und zog geräuschvoll die Luft durch seine Nasenlöcher ein, um Septima mit seinem giftigen Atem zu vernichten. Aber als er sich ganz vollgesogen und aufgeplustert hatte, schaffte er es nicht, die Luft heraus zu pusten.

Der Atem war in ihm gleichsam eingefroren. Wie er auch drückte und presste, nicht das kleinste Lüftchen kam aus ihm heraus. Sein Gesicht wurde zuerst rot, dann blau, nahm einen jämmerlichen Ausdruck an, wurde schliesslich kreideweiss, seine Augen klappten zu und dann kippte der Basilisk wie ein morscher Baumstamm nach hinten und blieb ohnmächtig liegen. 7-Hirsch öffnete ihre Tasche, nahm aus einer Schachtel eine kleine weisse Kugel hervor, lief um den Körper des Basilisken herum zu seinem Kopf, öffnet seinen Schnabel und legte den Kaugummi auf seine harte, ledrige Zunge.

Automatisch begann der Basilisk zu kauen. Nach einer Weile konnte er wieder atmen, und schliesslich erwachte er belämmert aus seinem Koma. Nun aber erblickte er Septima, die ihm ruhig zugeschaut hatte, und es packte ihn die Angst. Er faltete hastig seine zerknitterten Flügel zusammen, rutschte auf den Knien ein paar Meter von ihr weg, erhob sich hastig und floh humpelnd in den Kreuzgang des Münsters, wo er sich hinter einem Pfeiler verkroch. "Du musst keine Angst vor mir haben!", rief 7-Hirsch ihm nach. "Ich mache dir nichts!" "Geh weg!", flehte der Basilisk.

“Lass mich in Ruhe!” “Nein”, rief Septima. “Ich möchte mit dir reden!” Schliesslich guckte der Basilisk mit einer Mischung von Angst und Zorn aus seinem Versteck hervor. “Na komm schon!”, forderte Septima ihn auf. “Es passiert dir nichts!” Der Basilisk schlich – mehr an der Seele denn am Körper verletzt – mit gesenktem Kopf und krummem Rücken auf Septima zu. “Na also”, sagte diese. “Ist doch nicht so schlimm, oder?” “Doch!”, sagte der Basilisk mit geknicktem Stolz. “Jetzt muss ich nämlich in den Boden zurück, wo die Basilisken herkommen. Ich armer Wurm.

Dabei hatte ich es hier in Basel ganz angenehm. Obwohl mich die Menschen im Grunde nicht mögen.” “Was machst du denn überhaupt hier in der Stadt?”, fragte Septima. “Die Menschen haben mich gebeten, ihr Stadtwächter zu sein”, gab er widerwillig Auskunft. “Aber du hast doch alle Menschen umgebracht, wenn sie zu dir vorgedrungen sind.” “Ja, schon”, sprach der Basilisk mit dumpfem Groll. “Aber doch nur, weil ich in der Erde den Schatz verloren habe. Ich meinte immer, dass die Brunnenmacher und Bergleute, die in der Erde buddeln, meinen Schatz stehlen wollen.

Ich befürchtete, dass sie ihn noch vor mir finden. Und ich weiss doch, dass die Menschen schlecht und böse sind.” “Ah ja?”, fragte Septima. “Und woher willst du wissen, dass die Menschen schlecht und böse sind?” “Weil ich genau weiss, wie diese Welt funktioniert und ich von allen Dingen und von allen Lebewesen die ganze Geschichte und Herkunft kenne.” “So so”, sagte Septima ungläubig. “Dann bist du ja ein verdammt kluger Bursche.” “Ja, das bin ich!”, sagte der Basilisk, der sein Selbstbewusstsein wieder gefunden hatte. “Das kannst du mir nicht nehmen.

Und ich weiss, dass die Menschen böse sind, jedenfalls sind sie sträflich vergesslich. Sie wissen nicht einmal, dass sie sich mit gestohlenen und geraubten Dingen schmücken, dass Blut und Leid und Krieg und Unrecht an allem klebt, was ihnen so wertvoll und edel scheint. Und sie sind dabei sogar noch stolz und selbstzufrieden und tun so, als seien es ihre eigenen Dinge. Sie tun, als ob sie alles selber geschaffen und selber verdient

hätten, diese jämmerlichen Frömmeler!“ “Na, na”, beruhigte Septima den Basilisken. “Du bist vielleicht nur ein Klugscheisser, der sich das alles einbildet.”

Nun wurde der Basilisk wütend. “Klugscheisser?“, wiederholte er mit stechendem Blick. “Das sagst du nicht noch mal! Du kannst mich ja prüfen! Zeig mir irgend etwas und ich sage dir genau, was es ist und woher es stammt und wie du in seinen Besitz gekommen bist.” Septima schaute dem Basilisken tief in die Augen. “Na komm schon”, winkte der Basilisk mit den Krallen. ”Prüf mich!“ Septima nahm ihre Tasche von der Schulter, klaubte ein paar Gegenstände daraus hervor und streckte sie dem Basilisken hin. “Das hier”, begann er sofort, “ist ein Kaugummi.

Der ist gemacht aus dem Saft eines Baumes, der bei euch in Amerika wächst. Deine Mutter hat ihn dir eingepackt in einer Höhle in den Bergen. Sie hat ihn gekauft von einem Bauern auf dem Markt in Oaxaca.“ Septima machte grosse Augen. “Stimmt genau!“ “Ich bin eben ein Klugscheisser”, giftelte der Basilisk beleidigt. “Und das hier?“ “Das nennt ihr Chocولاتl. Es ist die Bohne einer Frucht, die wie eine Laterne aus dem Stamm des Kakaobaumes herauswächst. Ihr macht damit ein Getränk, indem ihr die zerstoßenen Chocولاتlkerne mit Wasser, Honig und scharfem Chili vermischt und schaumig rührt.

Und diese Kakaobohnen sind auch euer Geld. Oder besser gesagt: Waren euer Geld – bis der spanische Oberbandit Cortez zu euch kam.“ Septima war sprachlos. “Und das hier...”, damit zeigte der Basilisk auf die Kolibrifederchen in Septimas Haar, “...das sind Federn des Quetzalvogels. Das Besondere an ihnen ist, dass dein Bruder, der dir diese Federn geschenkt hat, den hübschen Kolibri nicht umbrachte, um ihm die Federn auszureissen, sondern dass der Quetzalvogel ihm seine Federn geschenkt hat.“ “Genau!“, rief Septima begeistert. “Das ist ja genial.

Woher weisst du das alles?“ “Ich suche seit ein paar hundert Jahren schon meinen Schatz. Ich habe jeden Quadratmeter der Erde umgegraben, um nach ihm zu suchen. Alle Tiere und Pflanzen und Steine, jedes Sandkorn

habe ich befragt. Dabei habe ich alles über die Tiere, Pflanzen und Steine erfahren. Wirklich alles! Und nie habe ich ein Komma davon vergessen. Aber meinen Schatz habe ich nicht gefunden. Im Gegenteil! Je besser ich wusste, wie die Welt funktioniert, desto verbitterter und galliger wurde ich. Und schliesslich war ich so giftig, dass alles, was ich anschaute, gleich tot umfiel, und was ich nicht ansah, hat mein Atem auslöscht.

Um mich herum war alles tot. Und kannst du dir das vorstellen...?“ schluchzte der Basilisk... “Was vorstellen?“, fragte Septima. “...kannst du dir vorstellen, wie einsam ich war?“ “Ja, das muss schrecklich sein“, seufzte Septima. “Und eines Tages“, fuhr der Basilisk fort, “als ich dieses Alleinsein satt hatte, rief ein Basler Brunnenmacher, der gerade einen neuen Schacht in die Erde hinab trieb, meinen Namen. Zuerst reagierte ich nicht und dachte bloss: Komm du nur runter in die Erde zu mir, du elender Grabräuber und Erdschänder, und ich zeige dir, wo es zur Hölle geht.

Aber dann, als er nochmals meinen Namen rief, entschied ich, ihm erst einmal zuzuhören und gab Antwort. Und dann machte mir der Brunnenmacher ein Angebot.“ “Was für ein Angebot?“, fragte Septima. “Dass es doch für uns beide besser sei, zusammenzuarbeiten. Ich solle für die Basler die Stadt bewachen und dafür würden sie mir helfen, meinen Schatz zu finden.“ “Und?“, fragte Septima. “Haben sie deinen Schatz gefunden?“ “Nein, natürlich nicht“, gab der Basilisk zurück. “Aber was solls! Ich suche schon seit Jahrhunderten vergeblich. Also habe ich auch nicht damit gerechnet, dass die Menschen ihn finden.“

“Aber du hast doch eben gesagt, dass die Menschen schlecht seien“, wunderte sich 7-Hirsch. “Und doch hast du ihnen vertraut?“ “Nein, nicht wirklich“, winkte der Basilisk ab. “Ich weiss, dass sie böse und schlecht sind. Aber was sollte ich tun? Für mich war das ein Spiel, ein Zeitvertreib, eine Ablenkung, ein Versuch, etwas Amusement und Unterhaltung in mein trostloses Leben zu bringen. Aber jetzt“, stöhnte er, “ist auch das wieder vorbei“, und raffte sich auf. “Es war nett, dich kennen zu lernen, ich verkriech mich jetzt wieder.“ “Nein!“, protestierte Septima heftig.

“Du bleibst hier. Wir brauchen dich!” “Wer wir? Wer braucht mich? Und wozu?”, fragte der Basilisk gelangweilt. “Die Kinder sind doch krank!”, rief Septima. “Ja und?”, erwiderte der Basilisk kalt. “Das kommt davon! Die Eroberer von Amerika haben diese Krankheit eingeschleppt. Die Eltern dieser Kinder waren untreu oder unvorsichtig oder sie hatten Pech, was weiss ich... Jedenfalls haben sie sich selber angesteckt und ihre Kinder auch.” “Ja und?”, fuhr 7-Hirsch den Basilisken an. “Was können die Kinder dafür?” “Es sind die Kinder dieser Eltern”, sprach der Basilisk belehrend.

“Das können sie dafür! Und sie müssen büssen für die Untreue und das Unglück ihrer Eltern. Ja, so ist das in der Natur! Hart, aber gerecht!” “Nein!”, rief 7-Hirsch. “Das stimmt nicht. Die Kinder sind unschuldig. Und in der Natur wachsen auch Heilkräuter. Also hör auf, solchen Unsinn zu erzählen! Sag mir lieber, ob es auf dem Markt hier in Basel Guajakholz gibt.” “Ja, jede Menge”, sagte der Basilisk mit einer abfälligen Flügelbewegung. “Und zu hübschen Wucherpreisen.” “Dann lass uns jetzt bitte zusammen zum Markt gehen. Ich brauche Guajakholz, um die Kinder zu heilen.”

“Ich weiss nicht”, zauderte der Basilisk. “Mir ist das nicht geheuer. Ich verdrück mich lieber.” “Mach es mir zuliebe! Bitte! Alleine werden mich die Leute gefangen nehmen.” “Und du meinst, ich könnte dir eine Hilfe sein?”, fragte der Basilisk. “Die Leute werden mich doch umbringen, wenn sie merken, dass ich für sie keine Gefahr mehr bin.” “Keine Angst”, sagte 7-Hirsch. “Senk einfach deinen Blick zu Boden und tu so, als hieltest du den Atem an. Die Grossbasler sollen ruhig noch ein Weilchen meinen, dass dein Blick tödlich ist und dein Atem giftig.”

Der Basilisk schaute 7-Hirsch unentschlossen an. “Und was habe ich davon, wenn ich dir helfe?”, fragte er herausfordernd. Septima öffnete ihre Tasche und nahm daraus einen der kugelrunden Steine, die sie im Wassertunnel vom Grund des Rheins aufgelesen hatte: “Da”, sagte sie. “Nimm! Das ist dein Schatz!” Der Basilisk befragte den Stein mit seinem

prüfenden Blick und wunderte sich sehr, welch seltsame Geschichte er von dem unscheinbaren Kiesel vernahm. “Der kommt aus einem Wassertunnel?”, fragte er erstaunt. “Aus einem Wassertunnel, der durch den Rhein führt?”

“Hast du das nicht gewusst?”, sagte Septima augenzwinkernd. “Wenn du einmal das Gefühl hast, es hätte sich in deinem Leben etwas verklemmt, dann wirf den Stein zurück in den Rhein und du wirst sehen, dass alles wieder in Fluss gerät.”

Station 4 Marktplatz Wahre Geschichten im Rathaus Das Geschrei hätte ihr hören müssen, als 7-Hirsch und der Basilisk Hand in Hand auf dem Marktplatz erschienen. Die Krämer und die Kunden liessen alle Waren stehen, Säcke und Taschen fallen, stoben auseinander, stolperten und rannten um ihr Leben. In fünf Sekunden war der Platz menschenleer. “Kommt heraus aus euren Häusern!”, rief 7-Hirsch. “Der Basilisk tut euch nichts. Ich habe ihm gesagt, er solle zu Boden schauen und nicht atmen.” Aber niemand zeigte sich. Rundum wurden Fensterläden dicht gemacht und Türen verriegelt und verrammelt.

“Ihr seht doch, dass er mir nichts macht!”, wiederholte Septima. “Also kommt heraus. Ich muss mit euch reden.” Da öffnete sich im oberen Stock des Rathauses ein Fenster, und der Bürgermeister äugte ängstlich herab. “Was willst du?”, rief er hinunter. “Wer bist du?” “Ich heisse 7-Hirsch”, rief Septima hinauf. “Ich komme aus Amerika! Ich brauche dringend Guajakholz! Und will mit euch reden!” “Nimm dir, was du finden kannst, und dann verschwinde! Und zwar so schnell wie möglich, denn von deinem Land wurde die Seuche eingeschleppt, die uns heimsucht”, brüllte der Bürgermeister und knallte das Fenster zu.

Tatsächlich fanden Septima und der Basilisk in einer der Marktbuden zwischen Gewürzen, Zauberzeug und Salben ein Bündel des Holzes vom Guajakbaum. 7- Hirsch schrieb ein paar Anweisungen auf einen Zettel, packte das Holzbündel auf den Rücken des Basilisken und befahl ihm, zu den Kindern ins Waisenhaus zu fliegen und sofort zu ihr

zurückzukommen. Sie werde in der Zwischenzeit mit dem König von Basel ein ernstes Wörtchen reden. “Wer von euch ist der König?”, fragte 7-Hirsch, als sie den prächtigen Ratsaal des Rathauses betrat und sich die Herren hinter ihren Pulten duckten.

“Wir haben keinen König”, rief der Bürgermeister genervt, “und wir brauchen auch keinen. Bei uns regiert das Volk selber und wir, der Rat von Basel, führen für das Volk die Regierungsgeschäfte.” “Und wer hat die Schiffe mit den goldgierigen, mordlüsternen Banditen und ihren blutrünstigen Hunden zu uns nach Amerika geschickt?” “Das waren nicht wir! Das sind die Spanier und Portugiesen gewesen. Mit denen haben wir nichts zu tun!” “So, so!”, meinte Septima. “Ihr seid also alle völlig unschuldig. Immer sind es die anderen, die schuld sind. Aber die Waren, die die Spanier und Portugiesen uns gestohlen haben, die findet man zuhauf auf eurem Markt.”

“Ja, aber die haben die Händler mitgebracht. Und wir können doch nicht von allen Dingen wissen, ob sie gestohlen sind oder nicht.”

“Doch, das könnt ihr, denn ihr habt grosses Glück, dass der Basilisk ganz genau weiss, woher alle Dinge stammen. Der kennt nämlich die Geschichte und die Herkunft aller Dinge auf dieser Welt. Aber ihr Dummköpfe habt ihn nur eingesetzt als Waffe gegen andere und nicht als Hilfe für euch selber – und schon gar nicht als Hilfe für die Menschen insgesamt.” “Was ist hier eigentlich los?”, donnerte ein Ratsherr los. “Sollen wir uns von einem halbwüchsigen Mädchen, das wie eine Vogelscheuche verkleidet ist, Dummköpfe austeilen lassen?” Doch da erschien der Basilisk im Saal, mit lautem Schritt und gesenktem Kopf.

Und im Raum war kein Pieps mehr zu hören. “Ist das wahr”, wagte sich kleinlaut ein Ratsmitglied hervor, “dass der Basilisk die Geschichte und die Herkunft aller Gegenstände kennt?” Der Basilisk nickte. “Und weshalb hast du uns das nicht gesagt?”, warf der Bürgermeister vorwurfsvoll ein. “Es hat mich ja niemand danach gefragt”, entschuldigte sich der Basilisk. “Das ist doch Mumpitz”, brüllte ein bärtiger Ratsherr erzürnt. 7-Hirsch trat

zu ihm hin: “Was hast du denn da für einen schönen Orden?”, fragte sie und tippte mit dem Zeigfinger auf ein sternförmiges Schmuckstück, das dem Mann an einer langen Kette um den Hals hing.

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, zog ihm die Kette zu seiner Verblüffung in einem Zug über den Kopf und legte den Orden vor den Basiliken auf den Boden. Der Basilisk schaute flüchtig hin. ”Da ist Gold drin von einem Armring”, begann er. “Von einem Armring, der einem Mädchen mit Namen 5-Tigerkralle in Teotihuacan in Amerika gehörte. Das Mädchen hatte ihn von ihrer Mutter zur Geburt geschenkt erhalten. Als die Spanier die Stadt eroberten, in der das Mädchen lebte, befahl ihr der Anführer der Plünderer mit Namen Don Macheta, den Armring herzugeben.

Weil aber das Mädchen gewachsen war, war der Reif zu eng geworden, um mit der Hand hinauszuschlüpfen. So hat der Unmensch dem Mädchen mit dem Schwert einfach die Hand abgehackt, nahm den Armreif und überliess das Kind seinem Schicksal. Der Armreif wurde mit tausenden anderer goldener Schmuckstücke eingeschmolzen, die man den Bewohnern auf ähnlich grausame Weise geraubt hatte. Das Gold kam mit einem spanischen Kriegsschiff nach Europa, wo aus dem Barren Münzen geprägt wurden. Eine Frau kaufte mit einer Münze ein Perlenhalsband, und der Goldschmied machte aus der Münze schliesslich diesen hübschen Orden.

Der Goldschmied heisst Iselin.” Septima hob den Orden wieder vom Boden auf: “Wollt ihr noch mehr wissen?”, fragte sie in die Runde. “Nein! Es reicht!”, rief der Bürgermeister. “Es reicht!” “Was steht denn auf dem Orden?”, fragte 7-Hirsch den Besitzer, während sie ihm die Kette mit dem Ehrenabzeichen zurückgab. Aber der Mann nahm den Orden mit steinernem Gesicht entgegen und rührte sich nicht vom Fleck. Auch die übrigen Ratsherren schwiegen. “Es steht drauf”, sagte schliesslich der Basilisk, “dem grosszügigen Stifter des Marienaltars.” “Genug!”, fuhr ein Herr mit Gelehrtenhut dazwischen.

“Jeder Klugscheisser fühlt sich heute frei, über alle möglichen Dinge irgendwelche windschiefen Geschichten, die er sich aus den Fingern gesogen hat, zum Besten zu geben. Und die Menschen sind blöd genug, zuzuhören und den Unfug zu glauben. Aber ich nicht! Dieses Palaver ist noch lange kein Beweis!” “Wie ihr wollt”, sprach Septima gelassen. “Hat jemand von euch hohen Herren einen Gegenstand, von dem er selber ganz sicher weiss, woher er stammt? Dann lege er ihn zur Prüfung durch den Basilisken vor!” Über der Schar von Ratsleuten breitete sich drückendes Schweigen aus.

Erst nach erneuter Aufforderung traute sich ein älterer Herr, ein weisses, sehr grosses und sorgsam gefaltetes Taschentuch aus seinem Hosensack zu ziehen. 7-Hirsch nahm es entgegen und legte es vor dem Basilisken auf den Boden. Der schaute es kurz an, legte seine Stirne in tiefe Falten und erzählte: “Der Bischof von Köln hat dir dieses Tüchlein geschenkt. Er hat es von einem Krämer erworben, der ihm angab, es von einem Vorfahren geerbt zu haben, dessen Vorvorfahre, der ein Ritter war, durch ein grosses Wunder den letzten Kreuzzug nach Jerusalem überlebt habe, weil er in Betlehem dieses Tuch gekauft habe von einer armen Frau, die darin ihr Kind gewickelt habe.

Als der Ritter die Frau gefragt habe, was das Wertvollste sei, was sie besässe, hätte diese Frau gesagt: Diese Windel, in der mein Kindlein gewickelt ist. Es sei eine Windel von Jesus Christus. Worauf der Ritter ihr sein ganzes Geld gegeben habe, um diese Windel zu erwerben. In Wirklichkeit aber wurde der Flachs dieser Windel erst vor zwanzig Jahren von einem Bauern in Belgien angebaut, von einem Weber in Antwerpen verarbeitet und kam mit einem holländischen Händler nach Köln. Der hat die Lügengeschichte über die Herkunft der Windel erfunden, damit er seine Ware teuer verschachern kann.”

7-Hirsch nahm das Tüchlein auf und schnäuzte ausgiebig hinein. “Und?”, fragte sie den Ratsherrn, indem sie ihm das Tüchlein in die Hand drückte. “Was weisst du darüber?” “Der Bischof von Köln hat mir das Tuch

geschenkt”, sagte der alte Mann mit weinerlicher Stimme. “Es sei eine Windel von Jesus Christus.” “Unerhört!”, rief der Bürgermeister. “Es reicht! Ich lasse mich und meine Ratskollegen nicht lächerlich machen. Und jetzt werde ich einmal Klartext reden. Wir sind Bürger einer Handelsstadt. Wir haben eine Brücke über den Rhein gebaut, die von Menschen aus der ganzen Welt benutzt wird, um lebensnotwendige Waren auszutauschen.

Und wir leben davon, dass diese Waren und diese Händler zu uns kommen. Aber das ist nicht nur ein Segen für uns, sondern auch ein Fluch. Denn mit den Gütern kommen auch Seuchen und Krankheiten. Wie sollen wir aber gleichzeitig offen sein für das Gute und verschlossen für das Kranke und Böse? Wenn ihr uns darauf eine vernünftige Antwort geben könnt, dann bin ich bereit, mit euch hier weiter zu diskutieren. Wenn nicht: Dann schert euch zum Teufel mit euren Geschichten!” “Ja, ja”, entgegnete Septima. “So einfach hättest du es gerne, und weisst du, wir würden dir, wenn wir könnten, diesen Gefallen sehr gerne tun.

Aber so einfach ist das nicht. Nein, ihr müsst diesen Weg selber finden. Und dazu haben wir euch ja jetzt ein Stück weit verholpen. Ihr müsst etwas tun gegen die Seuchen und Krankheiten. Ihr müsst darauf Acht geben und dafür sorgen, dass die Güter, mit denen ihr handelt, auch wirklich Güter sind und nicht Kriegsbeute, Plünderzeug, Schindwerk und Blutgeld. Aber das müsst ihr selber herausfinden, selber entscheiden und selber verantworten. Es war doch auch euer Entscheid, nicht mehr blindlings einem König zu vertrauen, der letztlich doch nur immer für sich selber schaut, während er euch in Hunger und Elend hocken lässt, solange es sich wenigstens für ihn und seine Günstlinge lohnt.”

“Richtig”, nickte der Bürgermeister, “das ist ja auch der Grund, weshalb wir keinen König mehr wollten.” “Aber habt ihr das Gefühl”, sagte 7-Hirsch, “es sei alles gleich ganz anders und viel besser, wenn das Volk oder der Rat regiert? Weshalb sollte ein Volk weniger eigennützig sein als ein einzelner Mensch?” “Es ist zum Heulen!”, klagte ein Ratsherr mit

Glatze. "Wir können machen, was wir wollen. Alles ist falsch. Es ist zum Verzweifeln." "Ich habe ja immer gesagt, es sei nicht gut, den Basilisken zu unserem Stadt- wächter zu machen", keifte ein Hinterbänkler.

Und sogleich entstand im Saal ein wüstes Gezänke. "Ich habe eine Idee!", rief Septima dazwischen. "Hört mal zu! Am besten ist, ihr brecht Basel ab und baut die Stadt wieder ganz neu auf. Das ist bei uns auch so. Alle 52 Jahre brechen wir unsere Stadt ab und bauen sie wieder neu auf." "So ein Quatsch!", schrien die Ratsherren im Chor. "Wir sind doch nicht blöd!" "Nur Barbaren können so denken!" "Wir zerstören doch nicht die Kunstschatze und die Errungenschaften unserer Vorfahren!" "Mir scheint", spöttelte einer, "ihr habt es auch nicht weit gebracht mit dieser Schnapsidee!"

"Es gibt hier genug Erdbeben, Kriege, Pestzüge und Feuersbrünste, die die Stadt zerstören." "Und genug Hochwasser, die unsere Brücke wegschwemmen!" "Sollen wir mit den Katastrophen der Natur noch um die Wette eifern?" "Nein! Wir sind ein Kulturvolk! Und wir sind stolz darauf!" "Und eure Kinder?", fragte 7-Hirsch unbeeindruckt. "Gehören die nicht auch zu eurer Kultur?" "Doch", erwiderte der Bürgermeister. "Aber da ist dieses Problem mit der ver- fluchten Krankheit, die aus deiner Heimat Amerika eingeschleppt wurde. Sie wird durch Küsse von den Kindern auf die Erwachsenen übertragen.

Wir haben getan, was in unserer Kraft steht. Wir haben einen der besten Doktoren eingeladen, um als Stadtarzt Linderung zu bringen. Aber mit diesem Trotzkopf haben wir nur Ärger, seit er hier ist."

Lange und ergebnislos wogte das erregte Gespräch hin und her. Her und hin. Bald gerieten die Ratsherren untereinander in eine feurige Debatte und waren so sehr mit sich selber beschäftigt, dass sie 7-Hirsch und den Basilisken, die schon seit langem nichts mehr sagten, völlig vergassen. Nach einer Weile langweilte sich 7-Hirsch. Im dichten Wortschwall, der den Ratsaal vernebelte, schlenderte sie von einem Ratsherrn zum andern und legte jedem einen kugelrunden Kieselstein aufs Pult. Als sie damit

fertig war, ohne dass auch nur einer von der Steinverteilung Notiz genommen hätte, flüsterte sie dem Basilisken etwas ins Ohr.

Dieser rief zischend “Schischeriquaaaaak!”, und blitzartig war Ruhe im Saal. “Wenn es euch nichts ausmacht”, sagte 7-Hirsch, würden wir uns jetzt gerne zurückziehen. Ich habe jedem von euch einen Stein auf das Pult gelegt. Wenn es in eurem Leben einmal nicht mehr weiter geht, werft ihn einfach in den Rhein und ihr werdet sehen, dass alles wieder in Fluss kommt.” “Das ist hier kein Kinderspielzimmer!”, meldete sich spitz ein Hinterbänkler. ”Sondern ein Ratsaal!” “Mach, was du willst”, sagte 7-Hirsch enttäuscht. “Mein letztes Angebot lautet jedenfalls so.

Erstens: Ihr macht die Stadttore wieder auf. Zweitens: Ihr lasst die Händler und ihre Waren vom Basilisken prüfen. Und drittens: Ihr nehmt die Kinder wieder zu euch.” Aber der Rat war einstimmig der Meinung, man dürfe nichts übereilen. Zuerst müsse man untereinander einig sein, dann die Händler und die Bürger befragen. Man werde sich das Angebot aber überlegen. Bis zu einem allfälligen Entscheid in dieser Sache bleibe jedoch alles beim Alten. “Nicht ganz”, antwortete 7-Hirsch. “Der Basilisk kommt jetzt nämlich mit mir mit.” “Jawohl”, bestätigte dieser dröhnend.

“Ich kündige! Ihr müsst euch einen anderen Stadtwächter suchen.” Station 5 Peterskirchplatz Paracelsus wettet “Was ist denn bloss mit dir los?”, fragte 7-Hirsch den Basilisken, als sie zusammen das Totengässlein hinaufstiegen. “Was soll denn sein?”, fragte der Basilisk. “Du verlierst deine Schuppen! Und die Federn!”, sagte Septima. Tatsächlich schaute an vielen Stellen des Basiliskenkörpers rosarote, nackte Haut hervor. “Vögel mausern sich”, scherzte der Basilisk mit bitterem Unterton. “Hast du das nicht gewusst?” Als sie weiter hinaufstiegen, hörten sie plötzlich eine Stimme, die den Namen von Septima flüsterte.

“Septima! Komm her! Hier bin ich!” Im Eingang eines Hauses hatte sich Sebastian versteckt und winkte die beiden zu sich, gleichzeitig hielt er seinen Zeigfinger vor den Mund. Sein Gesicht leuchtete vor Freude. “Sebastian? Was macht du hier? Was ist passiert?”, fragte Septima. “Du

wirst es nicht glauben“, berichtete Sebastian leise. “Die Kinder sind wieder gesund.” “Grossartig!”, freute sich Septima, “dann habt ihr es genau so gemacht, wie ich es euch geschrieben habe?” “Ja.” “Und weshalb tust du so geheimnisvoll und versteckst dich wie ein Dieb?”

Du musst keine Angst haben. Der Basilisk ist auf unserer Seite.” “Ja, ich weiss. Ich fürchte auch nicht um mich, sondern um den Doktor Paracelsus.” “Wer ist das?” “Der Stadtarzt von Basel. Er hält sich versteckt, weil man ihn sonst umbringt. Noch heute will er abreisen. Vorher möchte er euch jedoch unbedingt noch sehen.” “Und wie bist du hierher gekommen?”, fragte Septima. “Mit einem Floss natürlich”, sagte Sebastian stolz, “das ich selber aus Treibholz gebaut habe. Ich bin nicht umsonst der beste Treibholzfischer von Basel. Hast du das nicht gewusst?”

Sebastian führte Septima und den Basilisken über ein Gewirr von Hinterhöfen und Treppchen vor ein schütteres Türchen. Aus dem Innern der Bude hörten sie eine erregte Männerstimme, die laut schimpfte. “Diese elenden Schurken! Spiesser! Eingebildete Schwachköpfe!” Als der Mann das Klopfen an der Tür hörte, stampfte er wütend heran und riss mit den Worten “Kommt herein!” die Türe auf. In dem muffigen Zimmer ging Doktor Paracelsus mit glänzend hochrotem Glatzkopf hin und her, und während er wütend Bücher, Zettel und Fläschchen in einen groben Nesselsack warf, unterbrach er seinen Schwall von Verwünschungen keinen Augenblick.

Nein, er genoss jede Silbe seiner Beschimpfungen wie kostbaren Wein. “Diese jämmerlichen Waschlappen! Strunzdumme Nichtsnutze! Studentengewürm! Lauwarme Zeckenfürze! Erbrochener Stinkschleim!” Septima, Sebastian und der Basilisk trauten sich nicht, in diese brodelnde Fluchsuppe einzutauchen. Sie blieben schweigend vor der Schwelle des Zimmers stehen und warteten auf das Ende des Gewitters. Paracelsus hielt inne, hob seine Augenbrauen, räusperte sich geräuschvoll, senkte beschämt seinen Kopf und streckte seine Hände zu ihnen aus. “Verzeiht bitte!”, sagte er dann ruhig, atmete tief aus und fügte an: “Ich musste noch

etwas Dampf ablassen.

Tretet bitte ein.” Septima ging vor. “Sebastian hat gesagt, dass du uns sehen willst.” Paracelsus nickte. “Um mich bei euch dafür zu entschuldigen, dass ich versagt habe.” “Wie meinst du das?”, fragte Septima erstaunt. “Man hat mich doch nach Basel geholt, weil man glaubte, ich sei eine Art von Zauberer. Weil die Basler gemeint haben, ich könne ihre Krankheiten einfach wegblasen. Und man könne dann beruhigt genauso weitermachen wie bisher. Weil doch für alles Böse und Kranke der Herr Doktor Paracelsus da ist, der alle Dummheiten und Krankheiten immer wegbläst.

Und alles zum Guten richtet. Ja, so haben sie gedacht hier, diese Dummköpfe”, fuhr Paracelsus fort. “Sie haben gedacht, dass die Krankheiten, von denen sie geplagt werden, mit ihnen selber gar nichts zu tun haben. Und als ich sie aus ihrem geistigen Starrkrampf aufrütteln wollte und vor den Studenten an der Universität die Bücher ihrer geheiligten Vorbilder verbrannte... und als ich sagte, diese rauchenden Kladden seien nicht annähernd so viel wert wie meine schäbigen Schnürsenkel... und als ich ihnen sagte, sie, die Studenten der Medizin, müssten eben selber und heute und hier und jetzt erforschen, wie sie als Menschen der Krankheit zu begegnen haben, mit Liebe und Hingabe und Offenheit, und in ihrer eigenen, einfachen deutschen Sprache...

und nicht im gestelzten Kauderwelsch ihres blasierten Lateins, als ich ihnen das alles sagte, da haben sie mich verleumdet. Diese feigen Filzläuse...!” “Die Menschen fürchten sich eben vor Krankheiten”, sagte Septima trocken. “Das ist normal. Die Krankheit ist doch wie eine lebenswichtige Frage ohne Antwort.” Paracelsus stimmte zu. “Aber die Angst vor der Krankheit ist selber eine Krankheit”, sagte er. “Vielleicht ist die Angst vor der Krankheit eine noch viel grässlichere Krankheit als die Krankheit selber. Ihr habt doch am eigenen Leibe erlebt, was in Basel geschah.”

Paracelsus zeigte auf den Basilisken. "Sie haben die Angst zu ihrem König gemacht! Und in ihrer grenzenlosen Verblödung gemeint, dass sie damit die Krankheit überwinden könnten." "Nein," beschwichtigte Septima. "Ich glaube, die Menschen hier haben ganz genau gewusst, dass ihre Krankheit nicht besiegt ist, wenn sie die Angst regieren lassen. Aber sie hofften vielleicht, dass sie die Krankheit vergessen oder aufschieben könnten auf eine spätere Zeit, bis jemand eine Antwort gefunden hat." "Ja, ja", murmelte Paracelsus. "Aufschieben auf später? Die Antworten sind doch schon längst da!

Die Antwort kommt schon mit der Krankheit mit. Man muss nur Ohren haben, um sie zu hören. Das sage ich ja. Unsere Ohren und Herzen sind verstopft! Und jetzt musst du aus Amerika hierher kommen, um uns eine Antwort zu bringen auf eine Krankheit, die wir von euch eingeschleppt haben. Ist das nicht zum Verrücktwerden?" Paracelsus strich mit den Händen über seine Glatze und schaute dabei vor sich zu Boden. "Das wollte ich euch sagen! Das ist schon alles. Ich habe es leider nicht geschafft. Verzeiht mir bitte!"

Eine ganze Weile standen Septima, Sebastian und Paracelsus wortlos im Raum. Dann hob Paracelsus seinen schweren Kopf, betrachtete lange sinnierend den Basilisken und schmunzelte ihn wohlwollend und milde an. "Irgendwie... sind wir zwei wohl seelenverwandt... nicht wahr?" Aber der Basilisk sah nun seltsam verwandelt aus. "Ja", keuchte er angestrengt. "Wir sind wohl seelenverwandt!" Er schwankte auf seinen dünnen Beinchen erbärmlich hin und her. Paracelsus trat zu ihm, um ihn zu stützen, aber der Basilisk wies ihn sanft von sich. "Lass sein", sagte er.

"Es ist gut so." "Was ist mit dir?", flehte Septima den Basilisken an. "Was ist los?" "Als ich mit dem Guajakholz zu den Kindern flog", berichtete der Basilisk mit gebrochener Stimme, "habe ich den Stein, den du mir gegeben hast, in den Fluss geworfen..." Jetzt sackte der Basilisk wie eine einstürzende Bretterbude in die Knie. Federn und Schuppen rieselten von seinem Körpergerüst herab. Der Hahnenkamm und der Schnabel

bröckelten weg. Der Hals, der gezackte Schwanz und die grossen Flügel fielen schlapp zu Boden. Und mitten im Trümmerhaufen des Basilisken kauerte schliesslich ein nacktes, rosarotes Hündchen.

“Xolotl”, rief 7-Hirsch erfreut. “Das ist Xolotl!!! Ich habe doch gewusst, dass ich den Basilisken kenne.” Das Hündchen sprang wedelnd auf 7-Hirsch zu. “Wwwh!” Sebastian verzog angeekelt das Gesicht. “Was für ein hässliches Ding ist denn das?” Aber Septima strafte ihn mit einem zornigen Blick, und das Hündchen kläffte empört. Paracelsus kniete sich nieder und streichelte es. “Xolotl”, sagte er liebevoll. “Welch hübscher Name.” Und schaute fragend zu Septima auf. “Von welchem Stein hat der Basilisk geredet?” 7-Hirsch griff in ihre Tasche, tastete darin nach einem der Kugelsteine aus dem Rhein, und streckte ihn Paracelsus entgegen.

“Von dem hier”, sagte sie. “Nimm! Er gehört dir. Wenn es in deinem Leben einmal nicht mehr weiter geht: Wirf ihn in den Rhein und du wirst sehen, dass alles wieder in Fluss kommt.” Ehrfürchtig nahm Paracelsus den unscheinbaren, rundgeschliffenen Kiesel entgegen und drehte ihn in seinen Händen. Dann ist das also...”, begann er mit leuchtendem Gesicht “...der Stein der Weisen? Der Stein, der aus Blei Gold macht?” Er schwang den Nesselsack mit seinen Habseligkeiten über seine Schultern. “Danke”, sagte er, öffnete die Türe und drehte sich auf der Schwelle um.

“Gott vergelts!” Er zog die Kapuze seines Umhangs ins Gesicht und marschierte mit forschem Schritt davon. “Was machen wir jetzt?”, fragte Sebastian. “Ohne den Basilisken?” Septima kratzte sich hinter den Ohren und schaute nachdenklich auf Xolotl, der unbeschwert und zum Spielen aufgelegt vor ihr tänzelte. “Ich habs”, sagte Septima. “Wir basteln aus den Überresten der Basiliskenhaut ein Kostüm. Und du, Sebastian, du verkleidest dich darin und begleitest mich als Basilisk. “Meinst du?”, fragte Sebastian unsicher. “Und das wird niemand merken?” “Ach was”, sagte Septima bestimmt.

“Die Leute haben viel zu viel Angst vor dem Basilisken. Oder hast du eine bessere Idee?” Im Nu hatten Septima und Sebastian die Überreste des

Basiliken zusammengefügt. Sebastian sah damit tatsächlich genau so aus wie der wirkliche Basilisk. Als sie auf die Gasse hinaus traten und beim Peterskirchplatz ankamen, hörten sie von weitem Rufe und Trommelwirbel eines Herolds. "Basilisk!", rief er. "Der Basilisk soll sich melden!" "Hier ist er!", rief Septima, und als der Bote den Basiliken sah, suchte er schreiend das Weite. Ein Weilchen später schlich eine Delegation des Rates ängstlich das Totengässlein hinauf.

In respektvollem Abstand machte die Abordnung Halt. "Wir möchten mit euch reden", sagte der Chef der Delegation schüchtern. "Sprecht!", sagte Septima. "Wir haben uns euren Vorschlag überlegt", begann der Vorsitzende. "Wir möchten euer Angebot annehmen. Der Basilisk darf als Prüfer der Händler und ihrer Waren für uns arbeiten. Die Stadttore machen wir wieder auf. Aber die Stadt können wir leider nicht abbrechen. Wir bieten euch dafür eine schöne Wohnung, ein fürstliches Gehalt und das Bürgerrecht der Stadt auf Lebenszeit." "Ist das alles?", fragte Septima.

"Ja", sagte der Vorsitzende der Delegation. "Wir hatten aber noch eine Bedingung", mahnte Septima. "Ihr müsst die Kinder aus dem Waisenhaus im Kleinbasel wieder zu euch nehmen. Und zwar alle. Kapiert?" Sebastian schnaubte unter dem Kostüm des Basiliken, und die Delegation zuckte zusammen. "K ... k... kapiert...", stotterte der Delegationschef. "A... a... aber wir m...m... müssen zuerst den Rat fragen." Damit huschten die Männer erleichtert von dannen, und schon eine Stunde später kamen sie mit der Erklärung zurück, dass der Rat einverstanden sei.

"Gut", sagte Septima: "Wir treffen uns also morgen früh um acht Uhr beim Lohnhof zur Verteilung der Kinder." Station 6 Leonhardskirchplatz Die Kinder kehren zurück Sebastian konnte nicht schlafen. Er, Septima und Xolotl hatten sich im Lagerraum einer Weberei hingelegt. Aber um sechs Uhr früh hielt Sebastian es nicht mehr aus und weckte Septima. "Es ist furchtbar", stöhnte er, während er in dem engen Kellerraum auf und ab ging. "Die ganze Nacht habe ich überlegt, wie man die Kinder an ihre Eltern verteilen könnte. Aber je mehr ich darüber nachdachte, um so

verzweifelter und ratloser wurde ich.

Kein Albtraum kann so schrecklich sein.“ Septima streckte genüsserisch und wohligh ihre Arme und Beine: “Es wird schon gut gehen”, gähnte sie. Xolotl japste vergnügt hinter Sebastian her und schnappte nach seinen nackten Zehen. “Die Kinder wissen nicht, wer ihre Eltern sind. Und die Eltern nicht, wer ihre Kinder sind”, erklärte Sebastian sein Problem, “mit Ausnahme von ein paar wenigen Frauen, die ihre Kinder ab und zu besuchten.” “Richtig”, bestätigte Septima. “Der einzige, der uns jetzt helfen könnte, wäre der Basilisk, der die Geschichten und die Herkunft aller Kinder kennt.”

“Darauf bin ich wohl auch schon gekommen!”, rief Sebastian aufgebracht. “Aber der Basilisk ist nicht mehr hier! Xolotl ist nicht der Basilisk! Er ist einfach ein kleiner Hund. Er spricht nicht und will den ganzen Tag mit uns spielen.” “Genauso ist es”, wiederholte Septima. “Wir könnten natürlich...”, überlegte Sebastian weiter, “ganz offen und ehrlich sein. Und zu den Leuten sagen: ‘Hört mal! Der Basilisk ist leider nicht mehr da.’ Aber dann würden sie uns aus der Stadt jagen und die Kinder erst recht nicht zu sich zurücknehmen.“ “Du hast absolut Recht”, pflichtete ihm Septima bei und klatschte in die Hände.

“Ich weiss gar nicht, weshalb du dich so aufregst? Du bist doch mit deinen Überlegungen sehr weit gekommen? Und es ist doch alles klar?” “Alles klar...”, öffte Sebastian sie nach. “Überhaupt nichts ist klar! Was machen wir denn jetzt? Wie verteilen wir denn jetzt die Kinder?” “Wir nicht”, antwortete Septima gelassen. “Das sollen die Basler und Baslerinnen selber machen.” “Meinst du denn, dass sie das können?”, fragte Sebastian. “Nein”, sagte Septima. “Wie sollten sie auch.” “Und was machen wir?” “Wir versuchen, ihnen zu helfen, so gut es geht.”

“Und wenn es ein Chaos gibt?” “Dann rufst du ‘Schischeriquuuuaak!!’, und dann schauen wir weiter.” Aber Septima musste ihre ganze Überzeugungskraft aufwenden, um Sebastian nochmals dazu zu bewegen, ins Basiliskenkostüm zu steigen. Bei der Kinderverteilung, sagte 7-Hirsch,

solle er einfach neben ihr stehen, den Kopf zu Boden senken, schweigen und so tun, als atme er nicht. “Meine Damen und Herren”, begrüßte der Bürgermeister um punkt acht Uhr die grosse Menschenmenge, die sich auf der Terrasse des Lohnhofs versammelt hatte. Die Eltern, fein herausgeputzt, hatten auf der einen Seite in Reih und Glied Stellung bezogen.

Die Kinder, die mit Mutter Hortensia herübergekommen waren, tuschelten ungeduldig auf der anderen Seite in einem unordentlichem Halbrund. Und zwischen den beiden Gruppen – aus Sicherheitsgründen gemieden – standen der als Basilisk verkleidete Sebastian, Septima und Xolotl, das rosarote Hündchen.

“Aufgrund unseres Ratsbeschlusses schreiten wir jetzt zur Rückübertragung der Basler Kinder an ihre Eltern. An dieser Stelle möchte ich mich im Namen der Regierung und des Volkes bedanken für die tatkräftige Mitarbeit von 7-Hirsch, die aus ihrer Heimat Amerika eine erfolgreiche Medizin gegen die venerische Krankheit zu uns gebracht hat, und für die Mitarbeit des Basilisken, der uns geholfen hat, die schwierigen zwölf Jahre zu überstehen, die hinter uns liegen, in denen wir aus hygienischen Gründen unsere Kinder auf die andere Rheinseite nach Kleinbasel zu schicken uns gezwungen sahen.”

Der Bürgermeister räusperte sich und schaute ratlos und fragend zum Basilisken. Doch der regte sich nicht, hielt den Kopf gesenkt und schwieg. Und auch sonst reagierte niemand auf den suchenden Blick, den der Stadterste über die Runde der wartenden Eltern wandern liess. “Nun gut”, fuhr der Bürgemeister fort, und fühlte sich ziemlich einsam in diesem Moment. “Dann bitte ich also die Eltern, paarweise vorzutreten und ihre Kinder zu sich zurückzunehmen.“ Verspannt und unsicher krebste der Bürgermeister neben seine Frau in die wohlgeordnete Formation der Eltern zurück, und die Erleichterung war ihm anzusehen, als das vorderste Ehepaar sich in die offene Mitte hinauswagte.

Der Mann ging stramm voran, schritt majestätisch an der Reihe der Kinder vorbei und musterte jedes einzelne mit Kennermiene von oben herab, wie bei der Abnahme einer Ehrengarde. Plötzlich blieb er stehen. “Der hier ist hübsch”, drehte er sich mit wählerischem Kennerblick zu seiner Frau um, indem er auf einen Knaben zeigte und ihm mit einem leichten Kopfnicken seine gönnerhafte Gnade signalisierte. “Wir sind hier nicht auf dem Markt”, schob die Frau ihren Mann unwirsch zur Seite. “Das sind keine Äpfel, die zur Auswahl stehen.” Sie ging auf einen Knaben und ein Mädchen zu, die ein paar Schritte entfernt nebeneinander standen und freudig auf sie zuhüpften, um ihre Mutter zu umarmen.

“Das sind unsere Kinder”, sagte die Frau glücklich. Ihr Mann aber hielt sich brüskiert abseits. “Woher willst du wissen, welches meine Kinder sind?”, fragte er kalt. “Ich bin doch schliesslich ihre Mutter”, antwortete die Mutter und lachte. Ich war mit ihnen zehn Monate zusammen. Ich habe sie in meinem Bauch genährt, ausgetragen und zur Welt gebracht.” “Dann meinst du also, dass dir dieses sogenannte Wissen ein Recht gibt zu entscheiden?” “Ja.” “Aber ich, der Vater, habe unsere Kinder gezeugt. Und ich sage dir: Ich weiss nicht, ob die zwei da die Kinder sind, die ich gezeugt habe.”

“Das ist dein Problem”, entgegnete die Frau hart. “Ich weiss, dass das meine Kinder sind.” “Aber dann sage mir doch”, bohrte der Mann, “weshalb du das weisst? Du hast sie ja nun, genau wie ich auch, zehn Jahre lang nicht mehr gesehen. Gibt es für dein Wissen irgendwelche Beweise, Dokumente, Zeugen?” Auf diese Diskussion wollte die Frau gar nicht erst einsteigen und winkte ab. Aber als sie in den Gesichtern der Umstehenden las, dass eine Mehrheit diese Frage für berechtigt hielt, konnte sie sich einer Antwort nicht mehr entziehen. Dass sie durch den Wassertunnel ins Kleinbasel gegangen war, überlegte sie, und dass sie ihre Kinder mehrmals besucht hatte, konnte sie nicht erwähnen.

Selbst wenn sie es gesagt hätte, hätte ihr Mann – aber nicht nur er – hätten alle Männer hier und auch viele Frauen, die nie drüben waren, ihr nicht

geglaubt. Und wenn ihr Mann versucht hätte, durch den Wassertunnel ins Kleinbasel zu gelangen, wäre er glatt ertrunken. Also überlegte sie angespannt weiter. Und glücklicherweise kam ihr ein rettender Einfall. "Also," sagte sie. "Es gibt doch Muttermale. Ich habe die Muttermale bei der Geburt meiner Kinder gesehen. Jeder Mensch hat Muttermale. Du auch. Viele Muttermale sogar. Sie sehen auf der Haut des Menschen aus wie ein Sternbild am Himmel.

Ein unverwechselbares, einzigartiges Muster. Daran erkenne ich meine Kinder wieder." Der Mann stutzte, zog seine Augenbrauen hoch. Dann hob er belehrend an: "Liebe Frau, ich habe dieses Muster nicht gesehen. Und es ist ja schon lange her, nicht wahr? Wir brauchen Beweise, keine Behauptungen!" "Ich weiss aber, dass das unsere Kinder sind", beharrte die Frau. "Na gut", versuchte der Mann einzulenken. "Dann nimm du deine Kinder zu dir. Aber ob das auch meine Kinder sind...?" "Das sehe ich nicht ein", widersprach die Frau. "Wenn es meine Kinder sind, sind es doch auch deine!

Oder willst du andeuten, ich sei dir untreu gewesen?" "Das will ich jetzt so nicht gerade sagen", wehrte der Mann ab. "Aber mir leuchtet nicht ein, woher du als Mutter etwas über unsere Kinder wissen willst, das ich als Vater beim besten Willen nicht weiss." Und weil das Wortgefecht damit nicht zu Ende war, sondern erst richtig begann, redete das Paar schon bald von Ehekrise, getrennten Wohnungen, Sorgerecht und dergleichen mehr. Die Kinder weinten. Konsterniert starrten die übrigen Eltern zu Boden. "Halt, halt", rief der Bürgermeister. "Schluss mit der Streiterei!

So geht das nicht! Wenn ich es mir genau überlege, ist das doch alles ganz einfach. Ja, ich wundere mich, weshalb ich nicht früher darauf kam. Der Basilisk kennt doch die Geschichte und die Herkunft aller Dinge auf dieser Welt, auch der Menschen! Wir brauchen also nur die Kinder vom Basilisken so prüfen zu lassen wie die Waren, die in unsere Stadt kommen, und der Basilisk kann uns unfehlbar sagen, wer die Eltern der Kinder sind." Zustimmunges Gemurmel erhob sich aus der Schar der Eltern.

“Mist!”, zischte Sebastian unter dem Kostüm des Basilisken zu Septima, die neben ihm stand.

“Jetzt haben wir den Salat! Was soll ich jetzt sagen? Ich habe geahnt, dass das schief geht!” “Kein Problem”, flüsterte Septima. “Bleib ruhig und lass mich machen.” “Das geht leider nicht”, rief Septima dem Bürgermeister und seinen Leuten zu. “Weshalb nicht?” “Ganz einfach! Weil doch der Basilisk, damit er die Geschichte und Herkunft eines Kindes erkennen kann, dieses Kind anschauen müsste. Aber sein Blick würde das Kind töten. Was aber nützte es uns dann noch zu wissen, von wem es abstammt?” Der Bürgermeister stimmte kleinlaut bei. “Du hast Recht.

Das habe ich glatt vergessen. Aber was schlägst du vor?” “Ich schlage vor”, sprach Septima frei, dass wir die Sache umkehren. Wir lassen die Kinder ihre Eltern aussuchen.” Nun kam zustimmendes Gemurmel aus den Reihen der Kinder, die schon ihre Köpfe zusammenstreckten, sich lebhaft berieten und die Elternpaare zuerst verstohlen von weitem, bald aber keck aus nächster Nähe begutachteten. Was geschah aber, als die Kinder entschieden hatten? Nun, das überraschende und niederschmetternde Ergebnis war: Es gab drei Gruppen mit je fünfzig Kindern, die drei Ehepaare ausgewählt hatten, die in winzigen Wohnungen lebten und weder besonders auffällig noch reich, ja eigentlich ganz unscheinbar, bescheiden und den meisten Bürgern und Bürgerinnen völlig unbekannt waren.

Die hundert anderen Ehepaare aber gingen leer aus. “Unter diesen Umständen”, klagte ein enttäuschtes Paar, “verzichten wir auf unsere Kinder.” Und sie verliessen mit hängenden Köpfen den Platz. Andere folgten ihnen nach. Der Bürgermeister aber trat ihnen energisch in den Weg. “Bürger!”, sprach er tief bewegt, “Freunde! Ich bitte euch! Gebt jetzt nicht auf! Ich weiss, es sind schwierige Zeiten, in denen wir leben. Und einen Teil dieser Schwierigkeiten haben wir uns vielleicht selber aufgebürdet. Lasst uns nun nicht einfach davonlaufen vor den Aufgaben unserer Zeit, auch wenn sie viel von uns abverlangen.

Ja, zu viel sogar für den Einzelnen. Wir können diese Last nur gemeinsam tragen. Also bleibt bitte hier und bleibt zusammen und lasst uns beraten, ob es nicht noch einen dritten Weg gibt. Wir wollen doch nicht gerecht sein für nur eine Seite, nur gerecht den Kindern oder nur gerecht den Eltern gegenüber. Gerechtigkeit ist nie einseitig. Wir wollen nicht den Willen der einen über denjenigen der anderen stellen. Haben wir nicht immer geträumt von einer Gerechtigkeit, die für alle gilt? Ja, wir wollen Gerechtigkeit für alle! Aber, vielleicht haben wir den Geschmack dessen, was wir eigentlich wollen, noch gar nicht richtig geschmeckt, sondern uns nur vorgestellt, wie schön das wäre und ganz vergessen, wie schwer das eigentlich ist.

Ja, unser Wunsch und unser Traum sind im Grunde lächerlich. Aber es ist unser Wunsch! Und es ist unser Traum!” Die Rede des Bürgermeisters war so ergreifend, dass alle, sowohl Eltern als auch Kinder, beschämt ihre ursprünglichen Positionen bezogen. Und auf dem offenen Platz unter offenem Himmel, mit Blick über die Dächer der Stadt, kam es manchen vor, als stünden sie in einer Kirche. Manche weinten. Kinder wie Eltern. Ob vor Glück oder aus Schmerz, war nicht zu unterscheiden. Aber nun schickten sich die Menschen in ihr Schicksal. Sie einigten sich darauf, das Los entscheiden zu lassen, welches Kind zu welchen Eltern gehöre – obwohl die Mütter und jene Kinder, die ihre Mütter kannten, im Grunde ihres Herzens dagegen waren.

Weil es aber weniger Kinder gab, als die Eltern meinten, geboren zu haben, mussten auch leere Lose in den Tontopf gegeben werden. Es gab traurige Gesichter: unter den Eltern, wenn sie ein leeres Los zogen, und unter den Kindern, die zu unerwünschten Eltern kamen. So gingen letztlich die Trauer, die Niedergeschlagenheit und die Ernüchterung als Siegerinnen der Kinderverlosung vom Platz. Das Schlimmste aber kam erst noch. Denn als der Bürgermeister zum Basilisken ging und fragte, ob nun seine Bedingung erfüllt sei und er als Warenprüfer in den Dienst der Stadt einzutreten bereit wäre, schüttelte dieser wütend den Kopf.

Der Bürgermeister fragte Septima, was das zu bedeuten habe, nachdem man nun Opfer gebracht habe, die kaum zu überbieten seien. Septima antwortete: "Der Basilisk wollte, dass die Kinder an ihre eigenen Eltern zurückgegeben werden und nicht an irgendwelche beliebigen." Das war zuviel für den Bürgermeister. Er schrie den Basilisken an: "Dann gib deinen verdammten Todesblick auf und hilf uns! Oder verschwinde auf Nimmerwiedersehen." Septima merkte, dass der Bürgermeister bereit war, den Basilisken anzugreifen und gar umzubringen und dass es ihm egal war, notfalls mit seinem eigenen Leben zu bezahlen.

Sie fürchtete um Sebastian, der standhaft versuchte, sein Kostüm aufrecht zu halten, und beschwichtigte den Bürgermeister. "Wir werden das schon schaffen! Wir werden hier auf dem Lohnhof ein Zelt errichten. Und wer immer meint, er sei nicht bei den richtigen Eltern oder habe nicht die richtigen Kinder erhalten, der komme zu uns. Ich garantiere Ihnen: Wir werden für diese Fälle Lösungen finden, die auch den Basilisken zufrieden stellen werden. Aber das wird Zeit brauchen. Bis es soweit ist, möchte ich Sie bitten, selber für die Erforschung der Waren, die in der Stadt Basel ein- und ausgehen und für die Erforschung der Menschen, ihrer Gesinnungen und für die Behandlung ihrer Krankheiten zu sorgen.

Glücklicherweise gibt es in dieser Stadt ja viele gescheite Menschen. Und eine Universität besitzen Sie ja auch." "Wie lange?", fragte der Bürgermeister scharf. "Eine Woche?", sagte Septima. "Vielleicht zwei?" "Eine Woche!", befahl der Bürgermeister ultimativ und ging ohne Gruss davon. "Gott sei Dank", atmete Sebastian auf, als er endlich mit Septima und Xolotl auf dem Lohnhof alleine war. "Ich dachte schon, dass mich der Bürgermeister abschlachtet und mit einer Lanze durchbohrt wie der heilige Georg den Drachen." Sebastian wollte eben sein Basiliskenkostüm ausziehen, da hörten sie das Weinen eines Kindes, das sich ihnen die Leonhardsberggasse hinauf näherte.

Es war ein Mädchen namens Verena. "Das sind nicht meine Eltern", schluchzte sie herzerweichend. "Ich will zu meiner Mama und zu meinem

Papa!” Kein Trost und keine Beschwichtigung linderte ihren Jammer. Nur Xolotl wurde von der Ausweglosigkeit nicht ergriffen und tollte fröhlich und bellend um Verena herum. “Vielleicht kann uns Xolotl weiterhelfen?”, überlegte Septima laut. “Wuff! Wuff!”, bellte das Hündchen. “Also, Xolotl”, beugte sich Septima zu ihm hinunter: “Hör gut zu.” “Wuff, Wuff!” “Zu welchen Eltern gehört dieses Mädchen?” “Wuff!” Xolotl schnupperte an den Kleidern von Verena, an ihren Füßen und Händen und kurvte dreimal um sie herum.

Dann jagte er wie ein rosaroter Pfeil, die Schnüffelnase scharf über dem Boden, hinab in die Stadt. “Such, Xolotl, such!”, feuerte Septima ihn an und flitzte hinterher. Nach einer Weile kam Septima allein zurück. “Wo ist Xolotl?”, fragte Sebastian unter der Maske des Basiliken. “Ich habe ihn verloren”, keuchte Septima. Doch da schnellte er aus dem Gebüsch heraus, bellte aufgeregt und machte Gesten, die unmissverständlich hiessen: “Folgt mir!” Xolotl führte Septima, die kleine Verena und den Basiliken kreuz und quer durch die Stadt in eine enge Gasse, vor ein schmales Haus.

Das Hündchen trabte zur Mauer neben der verwitterten Eingangtür, hob sein Bein und pinkelte mit pechschwarzem Urin ein paar seltsame Linien an die Wand. Danach kam Xolotl zu den drei staunenden Betrachtern zurück und hechelte sie stolz an. Sebastian versuchte angestrengt, die Zeichen zu lesen, aber er gab bald kopfschüttelnd auf. “Kannst du lesen?”, fragte er Septima. “Na klar”, sagte 7-Hirsch. “Das ist die Schrift des Xolotl. Das heisst Verena.” In dem Haus aber lebte nur ein alter Schuhmacher. Er sagte, er sei leider unverheiratet. Aber vor sechs Jahren hätte hier kurze Zeit ein Ehepaar gewohnt, das jetzt, wenn er sich nicht irre, beim Spalentor lebe.

Als die vier dort nachforschten, fanden sie tatsächlich Verenas Eltern. Diese waren übergücklich über die Rückkehr ihrer Tochter, die tatsächlich im Haus des Schumachers geboren worden war. Verena war kein Einzelfall. Täglich kamen neue Kinder, die von zu Hause weggelaufen waren und ihre wirklichen Eltern suchten, ins Zelt auf dem

Lohnhof. Xolotl hatte alle Pfoten voll zu tun. Er schnupperte, suchte und pinkelte seine Kunstwerke tagein, tagaus. So vergingen Tage und Wochen, verstrich ein Jahr und bald ein zweites. Eines Tages fragte Sebastian müde und schüchtern: "Septima?"

Ich glaube, in meinem Leben hat sich etwas verklemmt. Hast du noch einen der Steine aus dem Rhein? Ich könnte ihn jetzt dringend brauchen!" Septima lachte und drückte ihm einen grünlichen, kugelrunden Kiesel in die Hand. "Es ist der letzte, den ich habe. Der schönste von allen, die ich hatte. Ich habe ihn ganz alleine für dich aufbewahrt." "Nein", sagte Sebastian. "Das kann ich nicht annehmen. Du sollst ihn für dich selber brauchen. Behalte ihn bitte!" "Mein lieber Sebastian", schüttelte 7-Hirsch schmunzelnd den Kopf. "Ich sehe, dass du noch immer nichts begriffen hast und dass es höchste Zeit ist, dass du den Stein in den Rhein zurück wirfst, damit dein Leben wieder in Fluss kommt."

Station 7 Tinguely-Brunnen/Theaterplatz 7-Hirsch bleibt hier "Xolotl!", rief Sebastian: "Was machst du da?" Der kleine Hund trug einen Knüppel in den Zähnen und legte ihn sorgsam auf einen Haufen, den er beim Kohlenberg aufgeschichtet hatte. Dann machte er sich davon, ohne auf die Frage einzugehen, und kurze Zeit später erschien er mit einem weiteren Holzstück, das er auf den wachsenden Holzhaufen legte. "Was ist hier los?", wunderte sich auch Septima, die schlaftrunken herbeigeieilt war und im Halbdunkel des Tagesanbruchs die gigantische Scheiterbeige betrachtete.

Sie folgten Xolotl in die Stadt und beobachteten, wie Kinder und Erwachsene dem nackten, rosaroten Hündchen "Hau ab!" oder "Verzieh dich, du hässlicher Köter!" nachriefen und Knüppel nach ihm warfen. Zwar versuchte Xolotl, dem Hagel auszuweichen, aber das gelang nicht immer. Er nahm jeden Knüppel sorgsam auf und kehrte damit zu seinem Haufen zurück. Noch bevor Septima und Sebastian eingreifen konnten, stellte sich dem Hund ein Köhler in den Weg. "Versuch es einmal damit!", rief der schwarze Mann hämisch und warf ein glühendes Holzscheit nach

ihm.

Der schwere Prügel traf Xolotl im Nacken. Er taumelte, verbiss seinen Schmerz, nahm das rauchende Holzsplit zwischen die Zähne und trug es zu seinem Haufen, der sogleich Feuer fing. Als er die Flammen züngeln sah, hüpfte Xolotl entzückt. Er bellte und hechelte wie in Trance um das lodernde Feuer herum. Er hörte nicht auf Septima und Sebastian, die seinen Namen riefen und versuchten ihn einzufangen, um ihn vom versengenden Feuer wegzuzerren. Vergeblich. Als die Hitze unerträglich wurde, nahm Xolotl einen langen Anlauf und sprang mit einem einzigen Satz mitten in den brennenden Scheiterhaufen hinein.

Es schien den entsetzten Zuschauern, als bade und plantsche das Hündchen vergnügt im lodernden Feuer. Es sah aus, als umarmten sich Flammen und Hund in einem fröhlichen, feurigen Reigen, bis Xolotl selbst zu einer Flamme wurde, die sich plötzlich – hell und heller werdend – aus dem Scheiterhaufen erhob, über die Dächer der Stadt in die Höhe schwebte und schliesslich als heller, leuchtender Stern am Morgenhimmel stehenblieb. Septima war traurig. Aber nicht, weil Xolotl nicht mehr da war, denn sie freute sich an seinem Stern, der den Aufgang der Sonne ankündigte.

Und doch schmerzte sie der Anblick. 7-Hirsch wurde von Heimweh geplagt. So sehr, dass die Welt um sie herum verblasste und sie – unberührt vom nebligen Geflimmer, das sich um sie abspielte – in einer gläsernen Kapsel eingeschlossen schien. Aus diesem Dämmerzustand erwachte sie erst, als Sebastian vor ihr erschien. “Wo ist dein Basiliskenkostüm?”, fragte Septima. “Ich hab’s auf den Scheiterhaufen geworfen”, sagte Sebastian. “Schliesslich gehörte es dem Xolotl.” “Ja, du hast Recht”, seufzte 7-Hirsch. “Ich glaube, für mich ist es jetzt auch Zeit geworden.

Ich gehe zurück!” “Wohin zurück?” “Zu meinen Eltern, in meine Heimat, nach Amerika.” “Verzeih mir, Septima”, begann Sebastian bedrückt, “wenn ich dich mit dem, was ich dir jetzt sage, unglücklich mache. Es gibt

deine Heimat nicht mehr! Sie wurde von unserer Habgier zerstört. Und selbst wenn du zurückgehen würdest, könntest du die Zeit nicht zurückdrehen und alleine wenig ausrichten. Bleib bitte hier. Bei mir. Ich liebe dich doch. Und ich sterbe, wenn du mich verlässt." Mit verlegenem Blick fügte er hinzu: "Und ich würde es wagen, dich zu bitten, meine Frau zu werden.

Wenn ich dir nur etwas anbieten könnte! Aber ich bin bloss ein Treibholzfischer. Und alles, was ich habe, ist das hier." Sebastian steckte 7-Hirsch einen kugelrunden Stein zu. "Wo hast du den her?", fragte Septima freudig. "Von Mutter Hortensia", antwortete Sebastian. Als ich zu ihr ins Waisenhaus ging und sie bat, mir aus dem Wassertunnel einen Stein zu holen, damit ich ihn dir schenken kann, sagte sie: 'Das geht leider nicht mehr, lieber Sebastian, denn die Stadtmauer wurde vor einem Jahr abgebrochen, der Uferweg im Kleinbasel aufgeschüttet, und die Steintreppe, die den Eingang zum Wassertunnel bezeichnet hat, wurde entfernt.

Niemand weiss mehr, wo der Wassertunnel beginnt.' Aber als sie meine Tränen sah, zog sie an der goldenen Kette, die um ihren Hals hing, einen Anhänger heraus, der unsichtbar zwischen ihren grossen Brüsten versteckt war. Und der Anhänger, das war dieser Stein. Sie drückte ihn mir in die Hand und sagte: 'Das ist mehr wert als jede Erbschaft! Gott segne euch!'" Septima nahm den Stein glücklich zu sich. Dann schaute sie Sebastian lange an: "Meinst du, dass wir gute Eltern sein werden?" "Wir werden es versuchen." "Aber etwas musst du mir versprechen."

"Was denn?" "Eines Tages fahren wir nach Amerika." "Ja!", jubelte Sebastian. "So schnell wie möglich. Komm, lass uns gehen!" "Wohin?", fragte Septima verblüfft. Das ging ihr nun doch zu schnell. "Zum Rhein!" "Willst du schon wegfahren?" "Nein", sagte Sebastian. "Wir sind ja eigentlich erst richtig angekommen. Oder?" "Genau", stimmte Septima strahlend zu. "Aber wir fahren, sobald ich das Schiff gebaut habe." "Du willst uns ein Schiff bauen?", freute sich Septima. "Na klar! Ich bin doch

Treibholzfischer und Sorge dafür, dass das Schwemmholz die Pfeiler unserer Brücke nicht zerstört.

Und mit dem Holz, das ich aus dem Rhein fische, bau ich uns ein Schiff!“
“Ist das wahr?“, rief 7-Hirsch begeistert. “Ja klar“, sagte Sebastian, “aber mit mehr als zwei Plätzen“, blinzelte er, und sie umarmten und küssten sich. “Aber jetzt gehen wir.“ “Wohin?“ Sebastian griff in den Hosensack und zog den grünlichen Kiesel hervor, den er von Septima geschenkt bekommen hatte. “Du hast ihn immer noch?“, wunderte sich Septima. “Na klar doch!“, lachte Sebastian. “Ich habe geschworen zu warten, bis wir unsere Steine gemeinsam in den Rhein werfen können.“

Was weiter mit Sebastian und 7-Hirsch geschah, wissen wir nicht. Aber sie hatten bestimmt viele Kinder, Enkel und Urenkel, und durch die lange Reihe der Generationen, die ihnen folgten, ist es gewiss, dass in jeder Baslerin und in jedem Basler ein wenig Mixtekenblut von 7-Hirsch durch die Adern fließt. Da, wo heute die Wettsteinbrücke steht, befindet sich auf der Grossbasler Seite eine Stelle, wo noch heute die Kugelsteine aus dem Wassertunnel angeschwemmt werden. Und immer, wenn jemand in Basel in seinem Leben nicht mehr weiter weiss, spaziert er da hinunter, kniet nieder, liest einen der runden Kiesel auf, trägt ihn bei sich und schenkt ihn jemand anderem.

Denn die Kugelsteine sind nur dann ein Segen, wenn man sie verschenkt oder wenn man sie geschenkt bekommt. Aber die meisten Menschen sehen den Unterschied nicht zwischen einem Kugelstein, den jemand für sich selber nahm und einem geschenkten Kugelstein. Und die meisten Menschen sehen den Unterschied nicht zwischen bleiernem Gold und goldenem Gold. Und sie schmecken den Unterschied nicht zwischen der Schokolade eines Kakaobaumes, der mit der Peitsche dazu getrieben wurde, seine Früchte herzugeben, und der Schokolade aus dem Kakao eines Baumes, der in Liebe gehegt wurde.

Und die meisten Menschen hören den Unterschied nicht zwischen dem Klang einer gestohlenen und dem Klang einer geschenkten Flöte. Die

meisten Menschen meinen gar, dazu bräuchten sie besondere Augen, andere Nasen, feinere Zungen und bessere Ohren. Aber sie irren. Wir haben alles, was wir benötigen. In jedem von uns leuchtet irgendwo ein Funke von der Klugheit des Basilisken, um diese feinen Unterschiede zu empfinden. Wie soll man das sagen? Ein liebender Sinn für die Geschichten der Dinge und der Menschen. Und wenn wir sie nicht empfinden: Lasst uns unsere Kinder fragen!

Die Wandtafel in der Blindenschule

Erzählung zum Bildweg Ludwigsburg

Ich bin 54 Jahre alt, verheiratet, habe drei Kinder, bin von Beruf Landwirt und wohne in der Umgebung von Ludwigsburg. Der Name, der in meinem Personalausweis eingetragen ist, lautet: Bëajot. Die meisten nennen mich aber einfach Beat. Das ist okay. Bëajot ist auch nicht mein wirklicher Name, sondern nur die phonetische Schreibweise für die Abkürzung B. A. J. In dieser Abkürzung steht das B für Blumenkohl, das A für Amsel und das J für Januar. Es ist klar, dass man Blumenkohl Amsel Januar nicht in einen Personalausweis schreiben darf. Deshalb steht da Bëajot.

Aber wie gesagt: Die meisten nennen mich Beat, und das ist okay.

Wissen Sie übrigens, woher das Wort “okay” kommt? Es stammt aus der Zeit der Freiheitskriege in Nordamerika. In der Nacht nach den Gefechten ist jeweils der Kommandant des Lagers an den Zelten seiner Soldaten vorbeigegangen, um zu zählen, wieviele seiner Männer in der Schlacht umgekommen sind. Er rief vor jedem Zelt: “How many killed?” - wieviele wurden getötet? - und der Gruppenführer im Zelt antwortete zum Beispiel :”Three killed” oder “Zero killed”. Bei “Zero killed” trug der Kommandant in seine Liste ein “OK”, die Abkürzung für “Zero killed”: Keiner umgekommen.

O-kay. Wussten Sie das schon? Wenn man es nicht weiss, ist es auch okay.

Niemand hat bisher diese Geschichte über die Herkunft des Wortes “okay” bezweifelt. Alle halten sie für wahr. Ich übrigens auch. Und man erzählt sie auch gerne weiter. Sie ist irgendwie einleuchtend. Wenn es allerdings darum geht, etwas über meinen seltsamen Namen zu erfahren und darüber, woher ich eigentlich komme, dann möchten dies zwar viele Menschen gerne wissen, aber so einleuchtend wie die Herkunft des Wortes “Okay” ist diese Geschichte beileibe nicht. Meine Geschichte ist wirklich eine ganz andere Geschichte. Wenn Sie etwas Zeit haben, erzähle ich Sie Ihnen aber dennoch gerne.

Wenn Sie keine Zeit haben: Ist auch okay. Dann nennen Sie mich einfach Beat.

Wussten Sie übrigens, dass Beat vom lateinischen Beatus kommt und heisst: der Wohlgeborene? Aber Beatus ist eigentlich auch eine Abkürzung, nämlich für bene und natus. Bene heisst: gut. Natus heisst: geboren. Nun wissen Sie es. Wie? Ja, Sie haben Recht! Was heisst denn schon “gut”? Und was “geboren”?

Blumenkohl Amsel Januar

Das Land, in welchem ich aufwuchs und meine Jugend verbrachte, heisst Rutan. Obwohl es ein mächtiges und riesiges Land ist, ist Rutan auf keiner Landkarte verzeichnet. Das hat seine guten Gründe. Alle Menschen, die in Rutan leben, sind blind. Für die Menschen in Rutan ist Blindheit aber kein Problem, denn wenn alle blind sind, gibt es eigentlich Blindheit nicht. In der Sprache von Rutan existierten nicht einmal Worte für “blind” oder “sehen”, noch für Farben, Glanz und Schein. Die Dinge haben für den Rutaner kein Aussehen. Ein Kürbis ist eben einfach ein Kürbis.

Der sieht nicht unreif oder gelb oder orange aus. Wenn ein Kürbis da ist, ist er ein Kürbis. Und sonst eben nicht.

Das oberste Gesetz in Rutan heisst “Das Gesetz des Weges”. Die Wege sind heilig und werden peinlich sauber gehalten. Niemals darf ein Rutaner diese Wege verlassen, sonst wird er, wie es heisst, vom Unland

verschlungen. Weil man die Wege in Rutan nicht sehen kann, liest man ihren Verlauf mit den Füßen. Die Bewohner Rutans gehen alle barfuss, und vom Belag des Weges lesen sie mit den Fusssohlen alles, was sie wissen müssen: Zum Beispiel, wann und wo eine Kreuzung kommt, wohin die Abzweigungen führen, welches Haus am Wegrand liegt, wie der Weg heisst oder wie weit es bis zur nächsten Stadt ist.

Auch Werbung liest man von den Wegen und Hinweise auf Veranstaltungen. Gewisse Wege sind Zeitungen, die man mit den Füßen lesen kann. Gesundheitswege sind mit speziellen Belägen versehen, die bei bestimmten Erkrankungen Heilung verschaffen. Andere Wege wiederum sind Unterhaltungswege, bei deren Begehung man eine Geschichte lesen und erleben kann. Und dann gibt es natürlich viele Labyrinth. Ja, die Labyrinth sind das grosse Spektakel von Rutan. Manche sind mehrere Quadratkilometer gross, und es können sich darin gleichzeitig Hunderttausende von Menschen aufhalten, und diejenigen, die ins Innerste des Labyrinth gelangen, werden wie Könige gefeiert.

Im Gegensatz zu uns müssen die Menschen in Rutan nicht arbeiten. Sie erhalten alles, was sie sich wünschen, ohne dass sie dafür etwas zu tun brauchen. Am Kürbisweg liegen immer Kürbisse bereit, die man nur bequem aufzunehmen braucht. Am Lauchweg liegt Lauch bereit; er ist auch schon abgeschnitten, ohne Wurzeln. Und auch der Weizen am Weizenweg ist schon geerntet und in Säcke abgepackt. Das Brot fixfertig. Die Hühner gerupft. Und das Kalb geschlachtet. Fische liegen am Trockenen. Kohlen auf Haufen.

Geld kennt man in Rutan nicht, weil es nichts zu bezahlen gibt. Weshalb das so ist, ist den Rutanern keineswegs ein Rätsel. Sie wissen genau: Die Dinge sind da, weil man will, dass sie da sind. Wenn man richtig will, dann sind sie auch da. Und dazu erst noch jedes Ding an seinem Ort. Der Kürbis am Kürbisweg. Der Fisch am Fischweg.

Für alles, was man will, braucht man nur einen Weg zu bauen und diesen Weg nach dem Gegenstand zu benennen, den man haben will. und schon

am nächsten Tag liegen die Dinge am Wegrand bereit. So einfach ist das in Rutan.

Das Merkwürdigste an Rutan aber ist: Die Menschen, die dort leben, sind ausschliesslich Männer - blinde Männer. Es gibt in Rutan kein einziges weibliches Wesen. Keine Frauen, keine Mädchen, keine Schwestern, Mütter, keine Familien. Die blinden Männer von Rutan wissen nichts von Liebe, Hochzeit, Geburt. Nicht einmal die Worte für Frau, Mann, Mutter, Vater, Eltern, Verwandte und Familie kennen sie. Wenn man sie fragt, woher sie kommen, dann sagen sie: Aus Rutan!

Etwas aber haben die Rutaner mit uns gemein: Wie alle Menschen wachsen auch sie heran, werden alt und sterben. Aber seltsamerweise sterben sie nicht aus. Nein, es kommen merkwürdigerweise immer wieder neue blinde Männer hinzu. Die Bevölkerung von Rutan nimmt gar stetig zu. Woher aber kommen diese neuen Männer, die Säuglinge, Kleinkinder und die Knaben, wenn es doch keine Frauen, Mütter und keine Geburt gibt? Dies ist nun eine Frage, die man nur stellen kann, wenn man ausserhalb von Rutan lebt. In Rutan ist sie völlig absurd, denn es gibt da keine Zeugung, kein Wachsen, keine Herkunft, keine Abstammung.

Es ist mit den Kindern in Rutan wie mit Kürbissen. Sie sind entweder da oder nicht. Weil das so selbstverständlich ist, ist jede Frage nach ihrer Herkunft einfach abwegig, irr.

Eine Besonderheit beim Auffinden der Kinder ist aber berichtenswert. Sie werden nicht an bestimmten Wegen, sondern an allen Wegen aufgefunden. Derjenige, der ein Kind findet, ist dann sozusagen der Vater, obwohl es das Wort und die Bedeutung von Vater nicht gibt. Auch "Finder" ist nicht das richtige Wort, weil man ja in Rutan nichts sucht. Man braucht zum Beispiel den Kürbis nicht zu suchen. Er ist einfach am Kürbisweg immer da. So ist es auch mit den Kindern. Sie sind einfach da. Man weiss, dass sie da sind, weil man ihr Schreien oder Wimmern am Wegrand hört.

So war es auch bei mir. Es war an einem kalten, aber sonnigen Januartag vor 54 Jahren, als ein Mann mit dem Namen Apfel Wespe September auf

dem Blumenkohlweg unterwegs war. Wahrscheinlich wollte er gerade zum Kaffee- oder Kohlenweg gehen, um sich dort mit anderen Rutanern zu unterhalten. Da hörte er mein leises Weinen am Wegrand. Ich war mit Tüchern fest eingebunden und lag neben einigen Blumenkohlköpfen in einem mit einem Schaffell ausgelegten Filzkasten im Schnee. Apfel Wespe September tastete sich zu mir heran, nahm mich auf und wartete, während er mich glücklich an sich drückte, auf das erste Geräusch, das er vernehmen konnte.

Denn das erste Geräusch, welches der Finder hört, gibt dem Kind den mittleren Namen. Es war in meinem Falle der aufgeregte Ruf einer Amsel. Nun wissen Sie also, weshalb ich Blumenkohl Amsel Januar heisse. Aber Sie können mir auch Beat sagen. Das ist okay.

Wandtafeln

“Wir haben eigentlich alles. Und doch ist mir dies zuwenig!” An diesen Ausspruch meines Jugendfreundes Honig Wind August kann ich mich gut erinnern. Wir sassen in der angenehmen Kühle einer Sommernacht am Zuckerweg und horchten hinaus ins Unland. Noch heute höre ich jedes Zirpen, jede vorbeifliegende Blattlaus, jedes Ästchen im Wind wippen. Es roch nach Brennessel, Eisenkraut und süssem Gras. “Und weisst Du was?”, fragte Honig Wind August. Ich schwieg. Und er sagte: “Genau das macht mir unheimliche Angst, aber zugleich auch Riesenfreude.” Wir lachten.

Da waren wir gerade 13 Jahre alt.

Sie denken vielleicht, weil wir in Rutan nur Knaben und Männer und erst noch alle blind waren, wären wir unglücklich gewesen? Im Gegenteil! Was haben wir alles gehört, getastet, wie haben wir gespielt und uns unterhalten. Ich wuchs in einem grossen Haus mit vielen Knaben auf, die im gleichen Alter waren wie ich. Mit Honig Wind August teilte ich ein Zimmer. Morgens frühstückten wir in einem grossen Saal, dann gingen wir zur Schule. Alles, was wir bei uns hatten, war ein Schreibstift, der allerdings keine Mine oder Feder besass. Es war ein gedrechseltes

Holzstück; an beiden Enden abgerundet und poliert und etwa anzusehen wie ein Dirigentenstab.

Und dann hatte jeder Schüler noch seine eigene Wandtafel bei sich. Dies war auch für uns ein grosses Rätsel. Wir waren blind, besaßen und beherrschten aber eine Schrift. Wir konnten diese Schrift nicht lesen, wussten aber dennoch genau, was wir geschrieben hatten. Denn diese Wandtafeln konnten auf wundersame Weise lesen, was wir schrieben. Und nicht nur das! Diese Tafeln konnten auch sprechen, und sie lasen uns vor, was wir gerade geschrieben hatten. Jeder Schüler hatte eine eigene, eine persönliche Wandtafel. Man konnte die Wandtafeln am Klang ihrer Stimmen mühelos unterscheiden.

So wusste man auch immer, wer was geschrieben hatte.

Diese Wandtafeln waren bestimmt das Geheimnisvollste und Wertvollste, das wir in Rutan besaßen, unser grösster Schatz. Wir durften diese Wandtafeln niemals berühren, da sie sonst sogleich verstummten. Wir schrieben also nicht eigentlich auf die Wandtafel. Vielmehr schrieben wir mit dem hölzernen Griffel in kreisenden Bewegungen Satz für Satz in die Luft. Und die Wandtafel las uns das Geschriebene Satz für Satz vor. Für alle laut und deutlich vernehmbar. Diese Wandtafeln aber speicherten nichts, was zuvor geschrieben wurden. Es war, als wischte die Wandtafel nach jedem Satz die Schrift weg, auf dass sie von Neuem beginnen konnte.

Man brauchte eigentlich in Rutan nichts aufzuschreiben, denn unser Gedächtnis war phänomenal. Stundenlange Vorträge konnten wir jederzeit mühelos wortwörtlich wiedergeben. Was einmal gesagt oder erlebt wurde, vergassen wir nie wieder. Deshalb existierten von Rutan auch keine Landkarten mit Wegverzeichnissen. Jeder hatte sein gesamtes Wegverzeichnis immer in seinem Gedächtnis bei sich. Die erfahrensten, die alten und weisen Rutaner kannten wirklich jeden einzelnen Stein auf jedem Weg in Rutan, jede Geschichte und alle Bewohner dazu.

Das einzige Schulfach, das wir in Rutan kannten, hiess: "Wollen". Wir mussten lernen, richtig zu wollen, und das lernten wir mit Hilfe der

Wandtafel. Dies ging zum Beispiel so, dass ein Schüler in die Luft schrieb: "Du bist ein Hase", und seine Wandtafel vorlas: "Du bist ein Adler". Dann war klar, dass er den Hasen nicht richtig "gewollt" hatte. Er hatte vielleicht gemeint "Hase", aber nicht richtig "gewollt". Der Schüler musste also üben, bis die Wandtafel auch las: "Du bist ein Hase", wenn er schrieb: "Du bist ein Hase". Die Übung bestand dann darin, über den Hasen und den Adler mehr zu erfahren und mehr zu wissen, bis sie nicht mehr verwechselt wurden.

Die Wandtafel war sozusagen unser Übungsinstrument, um das richtige Wollen zu trainieren.

So etwas wie Berufe gab es in Rutan nicht, da ja alles umsonst da war und also auch nichts hergestellt werden musste. Das einzige Ziel jedes Schülers in Rutan war: Er wollte Wegbauer werden. Der Wegbauer baute neue Wege, an welchen dann genau das bereit lag, was er wollte. Dieses Bauen war aber keine Arbeit. Es war die höchste Ehre, die einem Rutaner zuteil werden konnte. Und nur wer ein Meister des Wollens war, konnte Wegbauer werden.

Die Einweihung der Wege ging so vor sich, dass alle Wegbauer - manchmal waren das über Hundert Menschen - sich auf dem neuen Weg aufstellten und gleichzeitig in die Luft schrieben "Wir wollen, dass hier Kürbisse sind!" und dass dann die Wandtafeln der Wegbauer in einem Chor ertönten: "Wir wollen, dass hier Kürbisse sind!" Las auch nur eine Wandtafel etwas anderes vor, musste der betreffende Wegbauer weggeschickt, der Weg neu gebaut und die Einweihung wiederholt werden. Sprachen aber alle Tafeln "Wir wollen, dass hier Kürbisse sind!", dann waren von diesem Moment an an diesem Weg immer Kürbisse, und der Weg hiess dann: Kürbisweg.

Nun konnte aber auch das Schreckliche geschehen, dass einem Rutaner die Wandtafel weggenommen wurde. Dies war die härteste Art der Bestrafung in Rutan. Wobei es nicht so ist, dass irgend ein anderer Rutaner diese Wandtafel zu sich genommen hätte. Jeder konnte nur auf seiner eigenen

Wandtafel "schreiben". Sie waren nicht auswechselbar, nicht ersetzbar. Vielmehr war es so, dass die Wandtafel ihre Stimme verlor. Dies konnte dadurch geschehen, dass der Rutaner seine Wandtafel berührte. Aber auch dadurch, dass er sie beschmutzte, zum Beispiel, indem er vor Gericht die Unwahrheit sagte.

In Rutan gibt es nur ein einziges Gericht, und jeder Prozess verläuft genau gleich. Der Angeklagte wird vorgeladen. Der Richter fragt ihn: "Bist Du unschuldig?" Der Angeklagte sagt: "Ich bin unschuldig". Dann muss der Angeklagte mit seinem hölzernen Griffel in die Luft schreiben: "Ich bin unschuldig". Wenn seine Wandtafel darauf antwortet "Ich bin unschuldig", ist er frei. Wenn nicht, hat er seine Wandtafel beschmutzt, und sie verstummt von dem Augenblick an. Der Schuldige bleibt aber frei und darf wieder gehen. Doch wie kann ein Mensch in Rutan leben, wenn seine Wandtafel verstummt ist?

Zweifel

Am vierzehnten Juli vor genau dreiunddreissig Jahren - da war ich einundzwanzig Jahre alt -, es war morgens um viertel nach drei, stürmte ein Wegbauer in mein Zimmer ohne anzuklopfen: "Blumenkohl Amsel Januar?", fragte er in einem sehr strengen Ton. "Ja", antwortete ich benommen. Der Wegbauer hiess Seife Glocke Dezember, ein älterer, sehr lebenswürdiger Mann, einer meiner früheren Lehrer. Doch jetzt war er aufgebracht. "Wo ist Honig Wind August?", forschte er. Ich tastete zum Bett meines Freundes hinüber. Es war unbenutzt. "Ich weiss es nicht!"

antwortete ich. "Schreib auf Deine Wandtafel: "Ich weiss es nicht!", befahl Seife Glocke Dezember. Nun wusste ich, dass etwas sehr Ernstes, etwas Ungeheuerliches geschehen war. Ich tat wie befohlen und schrieb "Ich weiss es nicht." Meine Wandtafel antwortete: "Ich weiss es nicht." "Du gehst jetzt raus und schliesst Dich dem Suchtrupp an!", herrschte mich der Wegbauer an. Ich ahnte, was dies bedeutete. Honig Wind August war vom Weg gegangen. Draussen vor dem Haus warteten schon viele Freunde und auch einige Wegbauer. "Wir gehen zum Zuckerweg!", gab

einer Anweisungen, und auf dem Zuckerweg gingen wir dann zwei Stunden auf und ab, während wir immer wieder ins Unland riefen: “Honig Wind August!”

Doch vergeblich. Mein Freund blieb unauffindbar.

Die nächsten Tage war ich Hauptzeuge in der Untersuchung des Vorfalles. Zu meinem grossen Erstaunen war aber eigentlich schon alles klar. Ich merkte, dass die Wege offenbar sehr genau überwacht wurden, denn aus den Fragen der Wegbauer war klar, dass Honig Wind August an einer ganz bestimmten Stelle den Zuckerweg verlassen hatte, ja sogar, dass zunächst versucht wurde, ihn aufzuhalten, dass dies aber nicht gelungen sei. Dies erschütterte mein bisheriges Weltbild in den Grundfesten, denn ich war bis anhin der Meinung gewesen, man könne sich auf den Wegen von Rutan frei bewegen und unbelauscht äussern.

Nun wurde mir mit einem Male klar, dass man alle Details unserer Unterhaltungen am Zuckerweg längst kannte. Aber erst jetzt, als man mir diese Gespräche nochmals vortrug, wurde mir auch bewusst, dass Honig Wind August immer schon diesen Drang hatte, das Geheimnis des Weglosen und das Unland zu entdecken. Und dass er offenbar auch bereit war, dafür zu sterben. Weshalb hatte ich das damals nicht gemerkt; nicht ernst genommen?

Zur Beerdigung meines Freundes kamen viele Menschen. Der Friedhof bestand aus einem gigantisches sternförmigen Gitter von Wegen, das in zwölf Segmente aufgeteilt war. Im August-Teil, zu äusserst, versammelten sich die Trauernden. Zwei Wegbauer hatten von einem der Hauptwege aus ein kurzes, schmales Wegstück ins Unland gebaut. Am Ende dieses Weges wurde der Sarg ins Grab gelassen. Auf dem kleinen Wegstück konnte man mit den Füßen lesen: “Honig Wind”. Jeder der Trauergemeinde ging vom Hauptweg aus dieses kleine Wegstück bis zu einer Linie, die auf dem Weg markiert war.

Dort still stehend, schrieb der Abschied Nehmende in die Luft: “Lebe wohl!”, und die Wandtafel sprach “Lebe wohl!” Man erzählte aber, dass

dieses “Lebe wohl!” nicht von der Wandtafel des Trauernden gesprochen werde, sondern von der Wandtafel des Verstorbenen. Und auch, dass die Wandtafeln aller Verstorbenen am Ende ihrer kurzen Beerdigungswege immer anwesend seien. Ich war überzeugt, dass das tatsächlich so war.

In den nächsten Tagen packte mich eine quälende Frage immer wieder: “Wie konnte man sagen, Honig Wind August sei tot, obwohl man doch nicht wusste, wo er war?” Wie ein Albtraum stieg diese Frage in beinahe jeden meiner Gedanken hinein, machte ihn zunichte und setzte sich an seine Stelle. Als dieser Zustand unerträglich wurde und ich fürchtete, dem Wahn zu verfallen, entschloss ich, meinen alten Lehrer Seife Glocke Dezember aufzusuchen und ihn um Rat zu bitten. Er wohnte in einem kleinen Haus an der Wegbauerstrasse. Bevor ich anklopfen konnte, hatte er schon die Türe geöffnet.

Er empfing mich höflich, aber mit einem sehr besorgten: “Es ist gut, dass Du zu mir kommst.” Er bat mich, Platz zu nehmen. “Blumenkohl Amsel Januar...” Seine Worte kamen einzeln und überdeutlich daher, als wollte er verhindern, dass auch nur ein einzelner Buchstabe verloren gehen könnte: “.. Du bist in einer äusserst schwierigen Lage. Ich weiss nicht, ob Du Dir dessen bewusst bist. Und ich bin nicht sicher, ob Du die Tragweite, die das Ereignis des Todes von Honig Wind August für Dich hat, ermessen kannst.” Ich schwieg. Dann sagte ich “Ja.” Ich hörte, wie sich mein alter Lehrer im Raum auf und ab ging und sich schliesslich vor mich stellte: “Offen gesagt”, fuhr er weiter, “sind Deine Chancen sehr klein.

Ich erwarte von Dir aber, dass Du sie packst. Es geht jetzt um Dein Leben. Verstehst Du das? Um Leben oder Tod.” Ich wusste, dass er recht hatte. “Es ist etwas in Dich gekommen. Blumenkohl Amsel Januar. Etwas sehr Gefährliches, Tödliches. Es ist die Idee, dass in diesem Unland etwas sein könnte, dass das Unland ein Land sei. Das ist das, was in Dich gekommen ist.” Wieder ging der alte Lehrer im Raum auf und ab. “Ich will alles versuchen, Dir zu helfen, dass Du diese Idee wieder los wirst. Aber ehrlich gesagt, ich weiss auch nicht, wie ich Dir helfen soll.

Ja, die schreckliche Wahrheit ist die, dass wir Wegbauer in Rutan alles mit unserem Willen vermögen, nur dies nicht, dass diese Idee aus Dir für immer verschwindet.“ Ich meinte zu hören, wie der alte Mann leise weinte. Seine Stimme war gebrochen, und er machte eine längere Pause. Als ich versuchte, ihn zu trösten und sagte: “Ich werde das schon schaffen!”, begann ich selber zu weinen.

Man kümmerte sich in den folgenden Tagen und Wochen wirklich rührend um mich, aber je mehr man mich einlud, umso fremder kam mir alles vor. Und es war, wie der alte Mann gesagt hatte: Diese Idee, dass das Unland ein Land sein könnte, wurde ich nicht los. Im Gegenteil. Diese Idee ergriff mehr und mehr und schliesslich mit unglaublicher Wucht von mir Besitz.

Wagnis

Sonderbare Veränderungen nahm ich an mir wahr. Ich spazierte auf den Wegen von Rutan und interessierte mich überhaupt nicht dafür, was die Füsse lasen. Labyrinth langweilten mich. Meine Ohren aber waren zu riesigen Schüsseln geworden, die ins Unland gerichtet waren, und meine Nase so gross wie ein Kirchturm, der ins Weglose schnupperte. Eigenartige Dinge vernahm ich da. Ich vermeinte manchmal, eine menschliche Stimme zu hören oder ein ungewöhnliches Geräusch, als ob sich ein Rad im Wind drehte. Ich versuchte herauszufinden, ob dieses Geräusch von einem Weg von Rutan kommen könnte, der vielleicht in der Richtung lag, von welcher ich das Geräusch vernahm.

Eine Begeisterung und eine Art Fieber hatte mich ergriffen. Die Todesangst, die mich seit dem Verschwinden meines Freundes beherrscht hatte, war verwandelt.

Ich forschte nach Wegen, die an der äussersten Grenze des Landes lagen, weil man nur von ihnen aus mit hinreichender Sicherheit annehmen konnte, dass Stimmen und Geräusche, die von aussen kamen, nicht von Rutan stammten. In meinen Gedanken schritt ich die ganze Landkarte von Rutan ab, und zu meinem grossen Erstaunen war der erste Weg, den ich als geeignet fand: Der Zuckerweg. Doch dahin konnte ich nicht hingehen.

Ich mied diesen Weg seit dem Tode von Honig Wind August. Es existierten aber noch andere solche Aussenwege.

Mir fiel auf, dass die Wege in Rutan zwar oft zu Abzweigungen und Kreuzungen kamen, dass aber niemals ein Weg ein Stück Unland ganz umschloss. Es existierten keine Wege, die im Kreis herum führten. Jeder Weg in Rutan kam irgendwann an ein Ende, und man musste da wieder umkehren. Die einzige Ausnahme waren die riesigen Labyrinth, aber diese waren auch keine Wege, an denen es etwas gab, keine Kürbisse, keine Häuser; es gab da nur Wege; Das Labyrinth war der Wegweg. Ich wusste zwar nicht, was dies bedeutete, aber ich war erstaunt, darüber noch nie etwas gehört zu haben.

Was mochte der Grund sein für diese eigenartige offene Struktur aller Wege in Rutan?

Noch etwas anderes, allerdings etwas sehr Unangenehmes fiel mir auf. Eines Morgens sehr früh kam ich zurück nach Hause. Doch als ich in mein Zimmer trat, merkte ich, dass etwas nicht stimmte. Es roch anders. Die Türfalle fühlte sich anders an. Der Boden knarrte anders. Ich stand still. Und dann hörte ich aus der Richtung des Bettes eine Stimme: "Wer ist da?" Ich stürmte zum Haus hinaus. Hatte man mein Zimmer jemand anderem gegeben? Weshalb hatte man dies mir nicht gesagt? Ich eilte weg von diesem Haus. Bis ich plötzlich, als ich mit den Füßen zu lesen begann, merkte: Ich hatte ein falsches Haus betreten.

Das Haus, das ich eben betreten hatte, lag an einem völlig anderen Ort als dasjenige, in welchem ich wohnte. Ich hatte dies nicht gemerkt, weil ich nicht auf meine Füße hörte. Aber vor allem. Ich hatte mich verirrt. Ich hatte zum erstenmal etwas vergessen.

Was in den folgenden drei Tagen geschah, kann ich nur noch in groben Zügen wiedergeben. Es geschah zu viel, zu schnell. Ich wurde vor Gericht geladen. Man verhörte und befragte mich zu meinen Ausflügen und Erkundungsgängen. Man kannte detailliert jede Bewegung, die ich gemacht hatte. Durch die Verhöre erahnte ich, wie das

Überwachungssystem der Wege funktionierte. Es musste der Weg selber sein, der jeden Schritt, den ein Rutaner auf ihm ging, registrierte. Und es musste auch dieser Weg sein, der Alarm schlug, wenn jemand ihn verliess oder sich auf ihm in ungewohnter Weise verhielt.

Meine Wandtafel verstummte.

Von diesem Moment an war mir bewusst, dass ich nicht mehr zu Rutan gehörte. Soviel ich aber überlegte, wie ich den Weg überlisten könnte, umso klarer wurde mir, dass es unmöglich war. Also begab ich mich am nächsten Tag zum Oelweg, der an der äussersten Grenze von Rutan liegt. und aus vollem Gang machte ich eine scharfe Rechtswendung und spazierte einfach ins Unland hinaus. Zunächst geschah gar nichts. Das erstaunte mich. Ich stolperte zwar über ein kleines Fass; doch dann lag Kies am Boden. Und ich ging einfach weiter. "Blumenkohl Amsel Januar", rief eine Stimme vom Oelweg her: "Komm auf den Weg zurück."

Ich hörte nicht auf diese Stimme. Dornen zerkratzten meine Beine und Arme. Ich ging weiter. Da rief plötzlich eine andere Stimme. "Halt die Hand vor Deine Augen". Ich verstand nicht, was diese Stimme meinte, aber sie kam bestimmt nicht vom Oelweg. Sie kam aus dem Unland, und ich bewegte mich genau auf sie zu. "Geh weiter", rief diese Stimme, und ich begann zu eilen. Dann nahm ich meine linke Hand und legte sie über meine Augen. "Hier", rief die Stimme. "Komm zu mir, geh weiter!" Doch nun durchzuckte mich eine Empfindung, die mich sogleich in eine Art von Trance versetzte.

Es war, als stürzte die ganze Welt in mich hinein. "Halt die Hand vor die Augen!", rief die Stimme nochmals, und ich drückte sie fester auf meine Nase. "Komm zurück!", rief die Stimme vom Oelweg her, doch sie klang schon entfernt. Ich wusste nicht, was geblendet hiess, aber mir schien, als würde ich direkt in die Sonne stürzen. Und als ich kurz vor dieser Stimme angelangt war, die mir zurief: "Komm her, komm!", nahm ich die Hände von den Augen, und als ich das erste mal sah, - wirklich sah, sackten meine Beine weg, und ich stürzte zu Boden. Der Mann im Unland nahm

mich auf seine Schultern und trug mich in ein Dorf.

Ich sah zum ersten Mal einen Menschen, sah zum ersten Mal einen Baum, den Himmel, Farben. Es war zu tiefst absonderlich. Ja, dämonisch. Und am liebsten wäre ich gleich umgekehrt. Aber ich konnte mich nicht bewegen. Ich war wie gelähmt.

Neuland

Drei Wochen lang konnte ich mich nicht bewegen, und die neuen Sinneseindrücke verschlugen mir die Sprache. Aber die Menschen im Unland schien das nicht zu beunruhigen. Der Mann, der mich in sein Dorf und in sein Haus getragen hatte, kam jeweils am Morgen und am Abend in meine Kammer, um zu sehen, wie es mir ginge. Tagsüber brachte mir seine Frau die Mahlzeiten und öffnete oder zog den Vorhang vor einem Fenster, das den Blick freigab zu bewaldeten Hügeln, zu einzelnen Häusern an den Hängen und zu Feldern, auf denen Menschen irgend etwas bauten, aber bestimmt keine Wege.

Die Farbe des Himmels veränderte sich von Minute zu Minute, Wolken zogen vorbei, und auf dem Ast eines Baumes, der ganz nahe am Haus stand, beobachtete ich zwei Vögel. Es waren - wie ich an ihrem Laut vernahm - Amseln, und ich staunte, dass der eine braun und der andere schwarz war. "Ja, die Amseln", lachte die Frau, als sie bemerkte, dass ich die Vögel beobachtete: "Sie haben ein Nest gebaut. Deshalb sind sie so aufgeregt." Ich verstand zwar nicht, was die Frau meinte, aber ich wusste dennoch, dass sie recht hatte. Die Sprache war mir vertraut, aber das, was damit gesagt wurde, äusserst befremdlich.

Was machen diese Menschen hier?

Eines Tages gegen Mittag öffnete die Frau die Türe zu meinem Zimmer, blieb aber unter dem Türrahmen stehen. "Da ist er!", sprach sie zu einem Mann, der draussen gewartet hatte. Ihr Tonfall war besorgt und abweisend. Der Mann betrat mein Zimmer. Er trug eine Mütze mit einem goldenen Knopf, hatte ein wild entschlossenes Aussehen, angsteinflössend. Es blitze

aus seinen Augen, dazu aber lächelte er mich auf unheimliche Weise an. Ich wusste, dass er mich kannte. Aber ich hatte keine Ahnung, wer dieser Mann war. Wortlos näherte er sich meinem Bett. Als er meinen erschreckten Ausdruck bemerkte, begann er zu lachen.

Ich zuckte zusammen. Von Ferne und doch von ganz nah kannte ich dieses Lachen. Doch bevor ich etwas sagen konnten, rief er "Blumenkohl Amsel Januar!", beugte sich zu mir, nahm mich in die Arme. Ich war steif wie ein Brett. "Honig Wind August!" Es waren meine ersten Worte, seit ich die Wege von Rutan verlassen hatte. Mehr gestammelt als gesprochen. "Honig Wind August." Ich vergrub mein Gesicht im Kissen. Sein Anblick war so unerträglich wie die Freude gross war, dass er hier bei mir war und dass er lebte. Er nahm meinen Kopf in seine Hände und drehte ihn zu sich.

Als ich meine Augen öffnete, sagte er nur "Ja" und nickte mit dem Kopf. Nachdem wir uns eine Weile wortlos betrachtet hatten, sprach er: "Komm, wir machen einen Spaziergang!" Ich war erstaunt, dass ich tatsächlich aufstehen und mit ihm mitgehen konnte. Noch etwas wacklig waren meine Schritte. Aber es ging. Die Frau schaute uns unter der Haustüre stehend nach, wie wir das Dorf verliessen und einen Weg hinauf zu einem Berg einschlugen.

Honig Wind August und ich gingen nebeneinander her. Ich schaute auf den Weg. Mein Freund erzählte mir, was er in dem Jahr, seit er von Rutan weggegangen war, erfahren hatte. Zuerst berichtete er, dass wir in Rutan belogen worden seien. Und dass wir dies glücklicherweise geahnt hätten. Die Kürbisse, der Blumenkohl, Honig, Zucker und Kohle seien nicht an den Wegen von Rutan, weil die Wegbauer es wollten, sondern weil die Menschen, die hier im Unland lebten, sie da hinlegten. Die Menschen müssten hart arbeiten, um all diese Dinge herbeizuschaffen.

Es dauere ein ganzes Jahr, bis der Weizen reif ist, er müsse gesät, gepflegt, geschnitten, gedroschen werden. Die Kohle käme aus tiefen Stollen, in denen die Menschen wie die Tiere schufteten. Zwar gäbe es auch Maschinen und Fabriken. Aber auch in ihnen müssten Menschen arbeiten,

in Staub, Lärm und Schmutz. Doch immer, wenn in Rutan ein neuer Weg eingeweiht würde, würde man ihnen diesen Wunsch erfüllen und dafür sorgen, dass die Dinge, die die Rutaner wollen, auch immer am Weg zu finden sind. Die Menschen hier seien die Sklaven von Rutan. Aber dies werde sich nun bald ändern.

Dann schwieg er eine Weile. Wovon sich denn die Menschen hier im Unland ernährten, wollte ich erfahren, wenn sie doch die Früchte ihrer Arbeit an die Wege von Rutan legten? “Vom Rest”, sagte Honig Wind August verächtlich. “Von dem, was die Rutaner achtlos liegen lassen.” Ich merkte, dass mein Freund wütend war.

Dann erzählte er von den Kindern. Alle Kinder und alle Menschen, die in Rutan lebten, seien hier im Unland geboren worden. Und zwar von Frauen. Wenn eine Frau und ein Mann zusammen seien, werde die Frau schwanger, und es dauere fast 10 Monate, bis das Kind zur Welt käme. Dann müsse es noch ein halbes Jahr an der Brust der Mutter genährt werden. Aber dann würden die Menschen vom Unland ihre Söhne nicht behalten und selber aufziehen, sondern an die Wege von Rutan legen.

An dieser Stelle blieb mein Freund stehen, schaute mir in die Augen und sagte: “Auch wir wurden hier im Unland geboren! Unser Vater und unsere Mutter leben hier. Aber wir wissen nicht, wer sie sind.” Als er mein ungläubiges Staunen wahrnahm, sagte er: “Du wirst bald verstehen, was ich meine.”

Oben auf dem Berg angekommen, bot sich uns ein überwältigender Anblick. Vom Fuss des Berges bis zum Horizont erstreckte sich eine Ebene, die mit Wegen in wundersamen Mustern durchzogen war. Dazwischen lagen einzelne Häuser, Dörfer, Städte. “Das ist Rutan”, bedeutete mir mein Freund und fügte hinzu: “Aber nicht mehr lange!”

Auf dem Rückweg erfuhr ich, dass sich Honig Wind August einer Truppe angeschlossen hatte, welche die Eroberung von Rutan und die Befreiung der Kinder zum Ziel hat. Ich solle mich dieser Armee auch anschliessen, beschwor er mich. Er müsse nun zurück in seine Kaserne und käme in

einer Woche wieder. Dann verabschiedete er sich an einer Kreuzung im Dorf. Die Frau schien erleichtert als sie mich alleine nach Hause kommen sah.

“Hat er Ihnen von den Mädchen erzählt?“, fragte sie, als ich ins Haus eintrat. Ich verneinte.

Krieg

Es dauerte über ein Jahr, bis ich mich in groben Mustern orientieren konnte, auf welchen Bahnen und Wegen das Leben im Unland verlief. Vieles davon hatte mir Elisabeth erzählt, die Frau meines ersten Gastgebers. Sie widersprach sehr heftig den Äusserungen meines Freundes, dass man die Kinder aus freien Stücken an die Wege von Rutan lege. Vielmehr sei es so, dass die Kinder im Unland gar nicht überleben könnten. Würde man sie bei sich behalten, stürben die Knaben in kürzester Zeit nach dem Abstillen. Weshalb, das wisse man nicht. Und bei den Mädchen sei es so, dass sie nur vier Jahre im Unland leben könnten, danach aber einem der blinden Knaben versprochen und nach Rutan gebracht würden; dort begleiteten sie den ausgewählten Knaben fortan als Wandtafel.

Dass diese Wandtafeln eigentlich Mädchen seien, wüssten aber die Knaben nicht, weil sie ihre Wandtafeln nicht berühren dürften. Selbst dann, wenn sie verstummt seien, blieben die Mädchen still bei ihrem Auserwählten. Immer nur nachts, wenn die blinden Männer schliefen, würden sie sich an geheimen Orten im Unland treffen, miteinander sprechen und Essen zu sich nehmen.

Im übrigen sei es zwar wahr, dass alle blinden Knaben, Jünglinge und Männer und die Mädchen im Unland geboren seien. Andererseits sei es aber auch so, dass alle Menschen, die hier im Unland lebten, einst in Rutan waren. Auch sie, Elisabeth hätte einst ihren Mann in Rutan begleitet als Wandtafel. Erst hier im Unland seien sie sich wieder begegnet, hätten geheiratet und hätten nun schon fünf Kinder, die vielleicht noch in Rutan lebten.

Alle Früchte ihrer Arbeit legten sie an die Wege Rutans, weil sie sich wünschten, dass es ihren Kindern, aber überhaupt allen Menschen in Rutan gut ergehe und dass sie glücklich seien. Vom Rest könne man leben. Mal gut, mal weniger gut.

Diese Sicht des Unlandes hatte mich überzeugt, auf dem kleinen Hof meiner Gastgeber mitzuarbeiten. Wie ich hörte, wuchs aber auch die Armee, der sich mein Freund angeschlossen hatte, und das Kommando liess verlauten, die Eroberung und Zerstörung Rutans sei nur noch eine Frage der Zeit. Elisabeths Mann hatte sich deshalb einer Gruppe angeschlossen, die im Falle eines Angriffs auf Rutan gegen diese Armee kämpfen wolle, um zu verhindern, dass die Kinder in Rutan umgebracht würden. Diese Gruppe war aber klein und schlecht ausgerüstet, weil die meisten ihrer Anhänger Familienväter waren, die auf einem Hof oder in einer Fabrik arbeiteten.

Es drohte ein Bürgerkrieg. Niemand wusste, wann er ausbrechen würde. Und die Gefahr stieg weiter an. Auch viele unverheiratete Frauen hatten Kampftruppen gebildet und hatten den Menschen im Unland den Krieg erklärt, weil sie das ungerechte System von Rutan unterstützten, sei es, indem sie ihre Güter an die Wege Rutans legten, sei es, dass sie ihre Knaben und Mädchen dort abgaben, vor allem aber weil es noch immer Frauen gab, die überhaupt Kinder haben wollten und auch Kinder kriegten. Immer wieder hiess es auch, es sei nun endlich ein Mittel gefunden gegen diesen seltsamen Tod der Kinder und der Säuglinge im Unland.

Es wurden komplizierteste Labors erfunden und gebaut, in denen Kinder im Unland vielleicht drei, vielleicht sogar zehn oder dreissig Jahre leben konnten. Aber sie konnten das Labor nie verlassen.

Ich versuchte, mich aus Parteinahmen heraus zu halten und machte mich auf dem Hof meiner Gastgeber nützlich. Aber mehr und mehr fühlte ich mich in diesem Unland einsam. Dies war ein Gefühl, das ich in Rutan nicht gekannt hatte. Elisabeth bemerkte diese Stimmung als erste und sprach mich darauf an: "Deine Verlobte ist irgendwo da draussen",

versuchte sie mich zu trösten “Sie sucht Dich bestimmt! Ich weiss, dass zwei Menschen, die so lange zusammen waren, sich einst auch hier wieder sehen.”

“Wie habt Ihr Euch denn wieder gefunden?”, fragte ich sie. Doch da wurde sie verlegen. Als ich am Abend ihrem Mann dieselbe Frage stellte, begann dieser prustend zu lachen: “Das war an einem gemeinsamen Manöver zwischen der Männerarmee, die Rutan zerstören wollte, und der Frauenarmee, die das Unland zerstören wollten!” Zuerst schaute ich ihn entgeistert an, dann aber begann auch ich mit ihm zu lachen; so laut, dass Elisabeth erschreckt zu uns eilte, um zu erfahren, was geschehen sei. Es war das erste Mal, seit meinem Weggang von Rutan, dass ich wieder lachte.

Aus tiefstem Herzen lachte.

Schon wenig später jedoch trat das Schreckliche ein, das Unvorstellbare. Der Krieg war ausgebrochen. Die Männerarmee bewegte sich auf Rutan zu. Die Truppen der Frauenarmee stürmten einzelne Dörfer und Städte im Unland und verwüsteten die Felder. Die dritte Gruppe versuchte zwar sowohl Rutan als auch die Dörfer und Städte im Unland zu schützen. Aber wie konnte eine handvoll Männer an zwei Fronten gegen die Übermacht solcher Armeen bestehen? Dazu noch ohne geeignete Ausrüstung? Nun wurde die Arbeit auf dem Hof noch härter, denn es fehlten viele Arbeitskräfte, und ein Teil der Ernte wurde durch den Krieg vernichtet.

Ich schloss mich schliesslich der kleinen Gruppe an. Am Tag arbeiteten wir auf den Feldern. In der Nacht hielten wir Wache. Eine schlaflose Zeit war angebrochen.

Eines Tages, als die Zerstörung von Rutan und die Zerstörung des Unlandes schon weit fortgeschritten war, wurde den Generälen beider Armeen plötzlich klar, dass es eigentlich zu Rutan und zum Unland keine wirkliche Alternativen gab. Entweder gab es beide oder gar nichts. Und so verwandelte sich der Krieg der Männerarmee gegen Rutan und der Krieg der Frauenarmee gegen das Unland bald in einen Krieg der Männerarmee

gegen die Frauenarmee, wobei nie klar war, wer eigentlich wofür und wogegen kämpfte. Nur etwas war offensichtlich: Die einsamen Herzen der Männer kämpften gegen die einsamen Herzen der Frauen.

Die Grausamkeit dieser Schlachten übersteigt jede menschliche Vorstellung. Doch das Blutvergiessen der einsamen Herzen schützte zugleich Rutan und das Unland vor der vollständigen Vernichtung, wengleich es beide in Mitleidenschaft zog.

Hochzeit

Dies alles liegt viele Jahre zurück. Es blieb beim alten und war doch alles neu. Ich verliess den Hof meiner Gastgeber und zog in die Stadt. Abends ging ich spazieren, aber nie in Rundgängen. Immer nur hin und zurück. Wie damals in Rutan. Eines Tages im Sommer war ich früh wach und beschloss, ausnahmsweise einen Spaziergang vor der Arbeit zu unternehmen. Ich wählte wie immer einen Weg, den ich noch nie gegangen war, und gelangte schliesslich zu einem grossen Tor, das offen stand. Viele Leute strömten hinein. Es war Markt. Einen solchen Markt hatte ich noch nie gesehen.

Die Gassen und Quergassen schienen endlos. Und zu beiden Seiten der Gassen waren die verschiedensten Gemüse zu hohen Türmen aufgeschichtet. Fenchel, Kartoffeln, Maiskolben und alle Arten von Kürbissen leuchteten im aufgehenden Sonnenlicht. Es war einfach alles da, was man sich denken konnte. Ich liess mich mit der bunten Menge der Menschen mitreiben. Vor einer Auslage von Blumenkohl blieb ich stehen. Da merkte ich, dass nirgends Verkäufer hinter den Waren standen, und ich war etwas verwirrt. Konnte man diese Äpfel und Kirschen und diesen Blumenkohl einfach mitnehmen?

Das konnte ich nicht glauben. Ich schaute mich um und sah, dass die anderen Menschen die Waren tatsächlich einfach in ihre Taschen packten und davon gingen. Schliesslich nahm ich all meinen Mut zusammen und ergriff einen prächtigen Blumenkohl, wollte mich gleich umdrehen und weggehen, da stiess ich mit einer Frau zusammen. Ich entschuldigte mich,

und sie sah wohl, dass ich das erste mal hier war: "An den Ausgängen sind die Kassen!", rief sie mir zu und verschwand in der wogenden Menschenmenge.

Am Abend, als ich von der Arbeit nach Hause kam, legte ich den Blumenkohl auf den Rüsttisch in der Küche. Ich war zu müde, um ihn noch zu kochen, so wusch ich ihn, brach ein Stück heraus und biss hinein. Und erst jetzt, erst bei diesem Biss, nach so langen Stunden, durchfuhr es mich wie ein Blitz: "Das war sie!" Ich stürzte die Treppe hinunter nach draussen, versuchte mich zu erinnern, wo mich der morgendliche Weg hingeführt hatte, doch ich verirrte mich immer wieder. "Das war sie!", redete ich zu mir. "Oh, wie vergesslich bist Du geworden!" "Ich habe sie doch noch nie gesehen!"

"Aber ihre Stimme!". Erst, als es schon spät nachts war, gelangte ich erneut zu dem Tor und trat ein. Da war nun aber kein Markt mehr, sondern ein wunderschöner, einsamer Schlosspark voller Blumen und Wasserspiele, die ich im morgendlichen Rummel übersehen hatte. Auch das Schloss fiel mir erst jetzt auf. Es deutete mit seinen vielen Fenstern zum prächtigen, nachtblauen Garten hin; zu den unzähligen feinen Kieswegen, über denen der Duft von tausendundeiner Rose lag. Ich ging jeden der Wege auf und ab. Und als ich schon aufgegeben hatte, da erkannte ich sie: Sie sass auf der untersten Stufe der Treppe, die zum Schloss führte - und schlief.

Ich weiss nicht, wie lange ich einfach vor ihr auf dem Boden sass und sie betrachtete. Ich wollte sie auf gar keinen Fall wecken. Nur wach bleiben und sie anschauen. Doch plötzlich berührte mich jemand sanft an der Schulter. Es war sie, die mich weckte, denn ich war am Boden eingeschlafen, und es war schon heller Morgen.

Was soll ich noch sagen? Unsere Stimmen waren uns vertraut. Aber an unser Aussehen mussten wir uns erst gewöhnen. Das war für uns beide etwas völlig Neues. Unsere Kleider und Gesten, unser Gesicht, Augen, Mund, Nase, Ohren. Unsere Haare und unsere Körper; Hände, Füsse... Es

war ein spannendes Gewöhnen. Das bist Du?

Wir heirateten mitten im Krieg, und meine Frau wurde schwanger. Es war eine schwierige Zeit. Und die Kriege drangen manchmal bis in unser Haus. Doch immer war es ihre Stimme, die jeden Zwist erlöste. Nicht einmal die Worte waren es; ihr Klang allein genügte.

Das Kind, das uns geschenkt wurde, war ein Knabe. Hell und strahlend wie der frische Sonnenschein. Viel zu schnell nahte aber schon die Zeit, an der er abgestillt war, und wir wussten: Wir müssen ihn nach Rutan bringen. Wir packten den goldenen Jungen in ein warmes Tuch, legten ihn in einen Korb und machten uns auf den Weg. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht waren wir unterwegs. Wie oft wollten wir umkehren! Schliesslich gelangten wir an die Grenze zu Rutan, an den äussersten Weg. Doch da, an diesem Weg, kurz bevor wir das Kind hinlegten und wieder in die Stadt zurückkehrten, da spielten wir ein Spiel, indem ich zu meiner Frau sagte und auf meinen Sohn schaute: "Ich schreibe in den Himmel.

Und Du sagst mir, was es heisst!" "Ich liebe Dich!"

Der Brennesselmann

Erzählung zum Bildweg Ybrig, Oberiberg

Für den Geist des Menschen wie für den Berg gilt, dass, was aus seinen verborgenen Schichten zu Tage tritt, nicht immer reines Wasser ist, sondern hin und wieder auch ein stinkendes, schwefliges Gebräu aus verworrenen und geplagten Därmen. Oft liegen diese gegensätzlichen Quellen ganz nah beisammen, sodass sich ihre Wasser früh mischen, und sie nur zu unterscheiden vermag, wer ihnen zu ihren Ursprüngen in die Berge folgt. Wenngleich auch dadurch letztlich nichts gewonnen ist, öffnet sich doch erst dort die noch viel rätselhaftere Frage, weshalb es so scheint, dass gerade der kranke Mensch dem trüben, schwefligen und stinkenden Wasser mehr Heilungskraft zumutet, als dem reinen und klaren.

Am Morgen des letzten Tages seines Noviziats rief Abt Urban Samuel Denkhäuser Bruder Kaspar Lorenz Haltinger zu sich. Es regnete. Die Wolken hingen in den Tannenwäldern. Klebriger, kalter Rauch stieg aus dem Kamin des Refektoriums.

Als Bruder Lorenz im Konventsgebäude das Arbeitszimmer von Abt Denkhäuser betrat, erhob sich dieser nach kurzem Gruss von seinem schweren Pult und bat Bruder Lorenz, ihm zu folgen. Wortlos verliessen die beiden den barocken Hauptbau des Klosters und gingen über den weiten Innenhof zum Nordtrakt, wo sich die Stallungen, Remisen und Handwerksräume befanden. Sie schienen noch zu schlafen. In einer der Holz-Scheunen wuchtete Abt Urban eine Leiter auf seine Schulter und führte Bruder Kaspar zwischen zwei Lagerschuppen in einen langen, schmalen Gang, der nach einer nach einem leichten Bogen nach links

blind an einer rauhen, hohen Bruchsteinmauer endete.

Eine Sackgasse. Dort stellte der Abt die Leiter an die düstere Mauer. Er befahl Bruder Kaspar Lorenz hinaufzusteigen. Oben solle er auf die Mauerkrone stehen und dann warten, bis er nachkäme. Sprosse für Sprosse stieg Bruder Lorenz hinauf. Auf dem Mauersims angekommen, konnte er zunächst nur hinknien. Benommen hielt er sich an der Leiter fest. Ein lichtdurchfluteter Raum öffnete sich auf der anderen Seite der Mauer. Als sein Schwindelgefühl verflogen war, erhob sich Bruder Kaspar. Zu seinen Füßen lag ein quadratischer, verwilderter Garten. Rundum war er begrenzt von einer drei Meter hohen, aus groben Steinbrocken geschichteten und am oberen Ende rund ein Meter dicken Mauer.

Mehr noch als einem Garten ähnelte der Raum einem verlassenen Zimmer ohne Dach.

Bruder Kaspar Lorenz hatte noch nie von diesem Garten mitten im Kloster gehört. Er war zweifellos sorgfältig versteckt worden, denn von den umstehenden Gebäuden konnte man nicht in ihn hineinsehen, da alle Hauswände zum Garten hin keine Fenster besaßen. Und schliesslich bemerkte ich zu meiner grossen Verwunderung, dass es zu diesem Garten keinen anderen Eingang gab, als den über die Mauer. Nun stand auch der Abt neben mir auf der Mauerkrone. Vorsichtig balancierend zog er die Leiter zu sich hinauf und liess sie dann auf der anderen Mauerseite zum Garten hinab.

“Steig hinunter!”, forderte er mich auf. Beim Abstieg stellte ich fest, dass der etwa 40 Quadratmeter grosse Garten mit hohen, stark duftenden Brennesseln bewachsen war. Einige drangen zwischen Füsse und Soutane und brannten an meinen Waden. Mit erhobenen Armen - um die Hände nicht zu versengen - standen wir nebeneinander in einem dichten, summenden Meer von Brennesseln, deren schwer mit Samen behangene und unter dem Gewicht gebogene Spitzen der Blütenstände uns bis zur Brust reichten. “Die Welt!”, sagte der Abt. Und er ergänzte, als er meinen fragenden Blick sah: “So heisst dieser Garten bei uns: die Welt”.

Auf vielen Pflanzen waren Raupen zu sehen, die an dem kräftigen, flammenden Grün frassen. “Das bist Du!”, sagte der Abt, während er auf eine hektisch bewegte Ansammlung von Raupen zeigte, die tiefschwarz glänzten, mit langen Dornbüscheln und mehreren Reihen kleiner Warzen besetzt waren. Dann bahnte sich der Abt mit hochgehobenem Haupt und vorgestreckter Brust einen Weg durch die wogenden Nessel, ging nahe an die Mauer heran und wies mich an, in die tiefen und breiten Ritzen zwischen den rohen Mauersteinen zu schauen. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, meinte ich ein Unzahl winziger Fledermäuse zu sehen, die von den Unterseiten der Mauersteine herabbingen.

Doch dann ging mir auf, dass es Stürzpuppen von Schmetterlingen waren. “Das bist Du auch”, sagte der Abt. Auf einem Vorsprung der Mauer war ein frisch geschlüpfter Schmetterling an die Sonne gekrochen und zitterte mit seinen Flügeln. “Polygonium C album”, sagte der Abt. Ich hatte diesen Satz noch nie gehört, hatte keine Ahnung was er bedeuten könnte, traute mich aber nicht dies zuzugeben und nickte bloss. Der Abt hatte meine Gedanken gelesen und begann zu lachen: “Nein, das ist keine Gebetsformel. Dieser Schmetterling heisst so: Polygonium C album, zu deutsch: C-Falter.

Siehst Du den leuchtend weissen Buchstaben C, der auf der Flügelunterseite geschrieben steht, und die tief eingebuchteten, vieleckigen Flügelränder?” In diesem Moment flog der Falter auf und segelte über die Mauer hinweg: “Auch das.”

Ohne die Fragen zu berühren, die sich in mir stauten, kehrten wir ins Arbeitszimmer des Abtes zurück. Neben dem Lesepult war eine Kräze an die Bücherwand gelehnt. Das hölzerne Traggestell war mit zwei prallen Ledertaschen, gerollten Woldecken und einem Weinschlauch bepackt. “Einer unserer Brüder”, begann der Abt, “hat vor vielen Jahren das Kloster verlassen. Seither lebt er in einer Einsiedelei in den Alpen des Hoch-Ybrig; und selbst im Winter, der in dieser Höhe bald schon naht,

kommt er nie nach Oberiberg herab. Zwar zählt er sich heute nicht mehr zu unserer Gemeinschaft.

Aber wir zählen ihn dazu. Jedes Jahr bringen wir ihm einige Sachen, die ihm den langen Winter in der Einsamkeit von Eis, Schnee, Lawinen und Steinschlag erleichtern. Heuer wirst Du die Wanderung ins Hoch-Ybrig unternehmen, um dem Brennesselmann - denn so nennen ihn die Einheimischen - das Notwendigste zu bringen. Frag unterwegs nach ihm, und Du wirst ihn finden.”

Noch am selben Abend brach ich auf. Die klare Nacht senkte sich über das Land. Ich hatte mich darauf vorbereitet, in romantischer Einsamkeit das erste Wegstück zu gehen. Wie ich mich täuschte! Schritt für Schritt begegnete ich auf der Strasse nach Gross, nach Euthal, nach Unteriberg Männern, Frauen und auch Kindern, die in lauten Gruppen oder schweigend alleine mit allerlei Karren, leeren und schwer beladenen, mit Pferden, Ochsen, Geschirr und Arbeitsgerät in alle Richtungen unterwegs waren. Der Erntemond tauchte das Land in sanftes, blaues Licht.

Doch die ganze Welt war wach. Unzählige Menschen arbeiteten im Mondschein auf den Wiesen, in den Obsthainen, in den Gärten und auf den Feldern und brachten die Früchte ein. Früh morgens erreichte ich nach dem Aufstieg durch die Jässenschlucht das Dorf Oberiberg. Hier riet man mir, von Tschalun aus über die Buoffenalp erst zum Laucherentobel aufzusteigen, wo der Alppfad in den Weg zur Fuederegg einmünde. Von da sei es dann nur noch ein kurzes Stück bis ins Hoch-Ybrig.

Aus dem Wald des Laucherentobels drangen seltsame Geräusche in die Ruhe der Bergwelt. Hufklang, ein Gewirr von Männerstimmen, Rufe, Fluche. Es tönte in dem einsamen Gebirgstobel wie in einer hektischen Fuhrhalterei. Dazu gesellte sich ein hässliches Knirschen, als ob ein Riese hohle Baumstämme auf spitzen Kieselsteinen hin und her wälzte. Als ich näher kam, sah ich, dass Soldaten jeweils zu viert schwere Eichenfässer bergan rollten. Ein energischer junger Mann in der Kleidung eines Arztes überwachte am Wegrand stehend den Vorgang und gab knappe, bellende

Anweisungen.

“Hierher!” “Vorsicht!” “Schneller!” “Vorwärts!” Als er mich entdeckte, begrüßte er mich mit den Worten: “Hat der Herr Pater auch Gicht?” Ich hielt in seiner Nähe an, um etwas Atem zu schöpfen. Während die Soldaten mit ihren Fässern vorbeikeuchten, erklärte er mir, ohne mich anzusehen, in knappen Sätzen, die immer wieder von einem “Vorwärts!” oder “Schneller!” unterbrochen waren, dass die Truppe im Auftrag des Königs Wasser aus der schwefligen Heilquelle abfülle, die tief unten aus der lehmigen Flanke des Tobels austrete und seit Urzeiten in weitem Umkreis als “Berggeist”

bekannt sei. Das trübe Zeug stinke zwar mächtig, aber der König bestehe darauf, wöchentlich ein Bad in der Sauce zu nehmen. In Kreisen seiner Leibärzte hiesse dieses Ritual “Der König nimmt ein Bad in der Menge”. Im übrigen könne er dieses Berggeistwasser gegen den Brummschädel nach langen Zechnächten wärmstens empfehlen. Da würde sich der Herr Abt doch sicher auch freuen. Dann begann er ungefragt mit einer blumigen Schilderung all der unappetitlichen Geschwüre, Geschwulste, bösartigen Tumore, inneren Verpilzungen, ätzenden Ausflüsse, Vereiterungen und zystösen Organzerfressungen, gegen welche dieses nicht minder unappetitliche Wasser eingesetzt werde.

Dies schien ihn zu belustigen. Und da er nun in Fahrt gekommen war, begann er von der - wie er sagte “höchst interessanten, wengleich leider sehr selten gewordenen” - Selbstverdauung des Menschen zu berichten, einer Krankheit, die damit beginne, dass der Magen zuerst sich selber verdaue und danach schön langsam im noch lebendigen Körper auch die umliegenden Organe angreife, bis die Innereien des Menschen zu einer breiigen Masse zersetzt seien, - wohlbemerkt: bei vollem Bewusstsein, da das Hirn am längsten verschont werde - und gar schon beobachtet worden sei, dass die Bauchdecke von innen verdaut wurde, wodurch in Nähe des Nabels ein Loch aufriss und der Mensch wortwörtlich ausgelaufen sei wie ein überreifer Vacherin.

Als ich mich aus seinem Redeschwall entfernte, widmete er sich, ohne mich eines Blickes zu würdigen, wieder ganz seinen vorbeirollenden Fässern und bellte: "Hierher!" "Macht schon!" "Vorwärts".

Ich überholte einige der Vierertrupps und gelangte schliesslich - genau wie man es mir erklärt hatte - zum Weg Richtung Fuederegg und, der langen Kolonne rollender Fässer folgend, nach wenigen Metern zu einer flachen, zum Platz geweiteten Furt über den klaren Laucherenbach, an dem zwei Dutzend Kavalleristen ihre Pferde tränkten, fettig glänzende Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten zu mehreren Haufen zusammengestellt waren und die Infanteristen das herangerollte Heilwasser in ein schwarz bemaltes, aus Stahlblech genietetes Gefährt mit vergitterten Fenstern verluden; ein zweispänniger Karren, wie er normalerweise für Gefangenentransporte Verwendung fand.

Im Schatten der Kiefern berieten sich drei Offiziere, deren einer unschwer als der Leiter der Expedition erkennbar war, da er zwar kleiner als seine Kollegen gewachsen war, dafür aber auf einer Steinplatte stand und so dennoch auf seine Untergebenen herabschauen konnte und von seinem kleinen Ausguck aus auch mich als ersten entdeckte. "Wie machen die Mönche das bloss?", rief er mir zu: "Sie kommen immer dann, wenn's was zu Essen gibt." Er winkte mich zu sich heran: "Kommen sie, Pater, wir wollten eben ein leichtes Frühstück zu uns nehmen. Seien sie unser Gast!"

Nachdem ich die vorsichtige Auskunft gegeben hatte, einen Bruder zu besuchen, der in einer Einsiedelei lebe, bemerkte der leitende Offizier, dass leider heute nicht gerade der ruhigste Tag sei für wohltätige Missionen und es im Hoch Ybrig durchaus ab und zu einmal "Bumm!" machen könnte und zwar nicht nur wegen der Gemsjagd. Der Offizier stellte sich mir als Kommandant der königlichen Leibgarde vor und gab freimütig über seinen ungewöhnlichen, ja eigentlich geheimen Auftrag Auskunft. Wie ich sicher verstehen würde, käme kein vernünftiger Mensch auf den unwürdigen Gedanken, die Leibgarde des Königs in unzugängliche Gebirgswälder zu entsenden, nur um schwefeliges Wasser

in einen Gefangenenkarren zu verladen.

Aber da sie nun schon einmal hier seien, um einen Sektenbruder, der sich "Brennesselmann" nenne, seinen sogenannten Tempel und mit ihm auch seine verirrtten oder geschundenen Jünger auszuheben, hätte man die militärische Pflicht gleich mit medizinischen Notwendigkeiten verbunden. Es könne also mit Fug und Recht hier von einer Operation die Rede sein: der Operation Berggeist. Die Offiziere gaben unumwunden zu, diesen Ausflug in die Berge in die Kategorie unangenehmer Abwechslungen einzustufen. Sie seien sich eigentlich ganz andere, respektablere Gegner gewohnt als die, die es heute zu liquidieren gelte.

Solche nämlich, die zu streiten und kämpfen wüssten und einen Kern von Ritterlichkeit, soldatischer Ehre und Adel bewahrt hätten; die auch anständig sterben könnten. Aber das Gesindel des Brennesselmanns?

Ein Infanterist hatte unterdessen für die operative Führung des Unternehmens ein Brokattuch auf der Wiese ausgebreitet, wir setzten uns hin, und es wurde ein reiches Frühstück aufgetragen. Die drei Offiziere eröffneten eine lange Rede, zu welcher jeder der drei jeweils vom Vorredner das Wort übernahm, einen weiteren Satz beisteuerte, und dann das Wort in der Runde weitergab. So kreiste die Rede wie ein Staffettenlauf um mich herum. In den Wartezeiten zwischen den Sätzen nahmen die Offiziere Bissen des Frühstücks zu sich. Und alles lief wie am Schnürchen.

Im ganzen Land hätten sich die Gerüchte über den Brennesselmann wie eine Seuche verbreitet. Gerüchte über verschwundene und misshandelte Wanderer. Gerüchte über entführte und vergewaltigte Frauen. Gerüchte aber auch über wundersam geheilte Kranke. Über die Verwandlung und Erleuchtung von Hoffnungslosen und Depressiven. Jeder hätte noch etwas dazugedichtet. Der Brennesselmann sei berühmter als der König. Er besäße eine grosse Anhängerschaft in der Stadt. Seine Jünger würden sich Schmetterlinge nennen, kleideten sich ausgefallen und bunt in lange, flatternde Tücher.

Wie an der billigsten Volkstheateraufführung eines nymphischen Reigens. Man könne sie nur als Idioten bezeichnen. Sie seien komplett durchgedreht. Angefangen hätte das Ganze damit, dass es in der Stadt vor vielen Jahren eine ganz aussergewöhnliche Invasion von Schmetterlingen, vor allem des Tagpfauenauges gegeben habe. In dunklen Wolken seien sie angekommen und hätten die ganze Stadt bedeckt. Auf jedem Pflasterstein, auf jedem Hut, Kleid, auf jedem Tier, jedem Grashalm sei ein solcher Falter gesessen. Die auf seinen Flügeln gezeichneten Augen hätten die Menschen von überall her angestarrt.

Die Schmetterlinge seien in die Wohnungenn eingedrungen. Sie seien auf die Stühle gesessen, hätten Tische und Teppiche übersät, seien in Töpfe und Tassen gefallen, hätten sich in Trauben an die Vorhänge geklammert. Und ihre Augen hätten die Menschen angestarrt. Einige der Bewohner seien hysterisch geworden, würden seither unter Verfolgungswahn leiden. Die Irrenhäuser seien noch jetzt überfüllt. Aber auch dorthin seien die Tagpfauenaugen gekommen. Und auch die kleinen Füchse, die Distelfalter und wie sie alle hiessen. Als der Spuk vorüber gewesen sei, hätte man sie noch jahrelang in Kästen und Schubladen auf Dachböden gefunden.

Zwar tot und vertrocknet, aber immer noch mit diesem unerträglichen, starrenden Blick. Auch in den kommenden Jahren seien jeweils deutlich mehr Schmetterlinge in der Stadt beobachtet worden als in den Jahren vor der grossen Invasion. Aber langsam hätte man sich an sie gewöhnt. Bis dann eines Tages an den Hauswänden, an Türen und Fenstern zuerst ganz kleine, dann immer grössere Schmetterlinge aus Papier aufgetaucht seien. Sie seien da angeklebt worden und schienen sich in rasantem Tempo zu vermehren. Zunächst sei verborgen geblieben, wer diese Schmetterlingsbilder angebracht habe.

Und wozu. Schliesslich aber hätte man einige der nächtlichen Schmetterlingskleber verhaftet. Es sei zu Prozessen gekommen. Andere Schmetterlingskleber hätten sich zu ihren Taten bekannt. Die Angeklagten seien von prominenten Anwälten verteidigt worden. Meist seien sie

freigesprochen worden. Es seien Grüppchen, Gruppen, Bewegungen und Parteien entstanden, deren Anführer den Bewohnern des Landes einredeten, sich an den Schmetterlingen ein Vorbild zu nehmen; nicht mehr so viel zu arbeiten; nichts mehr zu leisten; nur noch der Liebe ergeben zu sein; der Nutzlosigkeit des Schönen und Leichten; und so weiter.

Selbst der König sei anfänglich von der Bewegung begeistert gewesen, da diese Schmetterlingsanhänger immer wieder den Arbeitern zuriefen: "Nehmt Euch ein Vorbild am König. Ist er nicht wie ein Schmetterling. Schaut seine Pracht, seine Schönheit, seine Leichtigkeit, seine Würde." Dadurch aber fühlten sich viele der Geknechteten und hart Schuftenden provoziert. Es kam zu Krawallen. Und auch der König musste schliesslich einsehen, dass es sich bei der Bewegung der Schmetterlingsanhänger um eine Revolution von Idioten handelte. Als deren Ursprung man schliesslich den Brennesselmann ausmachte.

Der all die Schmetterlinge in den Bergen gezüchtet habe. Und auf welchen sich viele dieser Ausgeflippten berufen hätten. Wenngleich die allermeisten zugegeben hätten, ihn noch nie gesehen oder besucht zu haben. Einige seien aber auch zu ihm in die Berge gepilgert. Und hätten ganz freudig und in krankhafter Begeisterung von den grässlichsten Vorgängen berichtet, die sie da erduldet hätten. Nüchtern betrachtet - damit setzte der Kommandant der Leibgarde zu einem Schlusswort an - werde über den Brennesselmann in der ganzen Spannbreite zwischen Massenmörder und Heiliger eigentlich alles geredet und für wahr gehalten.

Die Sache stinke zum Himmel, hätte das ganze Land verpestet und verlange nach einer Klärung. Vom militärischen Standpunkt aus sei unumgänglich, diese verkommene, verblödete Generation und ihre Verführer - auch wenn es hart töne und ein schmerzhafter Eingriff sei - auszulöschen. Aber leider hätten die Schmetterlinge in der Stadt schon ihre Wirkung getan, und selbst die Regierung sei verweichlicht.

Damit war der Stafettenlauf beendet. Die Offiziere schienen sich besten erholt zu haben und wischten sich mit einer weissen Serviette den Mund. Ich aber hatte kaum einen Bissen heruntergebracht und war erschöpfter als vor dem Frühstück. Als der Kommandat dies bemerkte, entschuldigte er sich mit den Worten: "So ist die Welt nun mal!" Dann erhob er sich und sagte: "Ich beneide Sie manchmal darum, dass sie von diesem ganzen Unsinn verschont sind und in einem Kloster leben." Und als er zu seinen Infanteristen hinüberschaute, die noch immer Eichenfässer im Gefangenenwagen verstaute, stellte er fest, es werde wohl noch einige Stunden dauern, bis das Heilwasser abgefüllt und eingeladen sei.

Dies war die einzige Mitteilung, die mich ein wenig erleichterte. Ich füllte am Bach meine Wasserflasche, schulterte meine Kräze und verabschiedete mich.

Zuerst duftete es leise und süsslich nach verbranntem, grünen Tannenholz, dann auch nach gebratenem Fleisch. Erst nach der Wegbiegung sah ich den Rauch, die Flammen und die Feuerstelle am Rande einer Lichtung. Im Halbdunkel des Waldes hantierte ein Mann, der mir den Rücken zuwandte. Zwischen zwei Stämmen hatte er eine junge Gemse mit Stricken an den Hinterläufen kopfüber aufgehängt und weidete sie aus. Um keine Zeit zu verlieren, steuerte ich kurzerhand auf ihn zu und grüsste ihn aus einiger Entfernung, so dass er sich umdrehte, ich sein hart geschnittes, gegerbtes Gesicht sah, seine tiefen, dunklen Augen, die kurzen, grauen Haare, seine blutigen Hände, aber auch einen Ausdruck von Gelassenheit, ja: Vertrautheit, als hätte er mich erwartet.

Ich verlangsamte meine Schritte. "Könnten Sie mir bitte sagen" Er zog die Augenbrauen hoch. Ich sah das Gemsherz auf dem Feuer. "...Könnten Sie mir bitte sagen, wo ich den Brennesselmann finde?" Die Frage war aber bereits beantwortet: Denn so hatten ihn die Offiziere beschrieben: Er trug einen langen, bunt gefleckten Rock und um den sehnigen Hals eine Kette mit einem in Gold getauchten Schwalbenschwanz-Schmetterling.

"Ja, Bruder", sprach der Brennesselmann, "Der bin ich!"

Ich stellte mich vor, erzählte hastig von meinem klösterlichen Auftrag und schilderte ihm die bedrohliche Lage, in der er sich befände. Dies alles schien aber auf ihn wenig Eindruck zu machen. Vielmehr drehte er während meines Berichtes den Spiess mit dem Gemsherz auf dem Feuer, wandte sich wieder seiner Arbeit zu, band die bald ganz ausgeweidete Gemse von ihrem Schlachtgerüst los, legte ihren Kopf auf einen Stein. Dann verschwand er kurz in einem Gebüsch und kam mit einer Säge wieder. Damit trennte er in aller Seelenruhe das Geweih mit einem Teil des Schädels vom Kopf des Tieres, hob das blutige Stück mit dem kleinen Finger an dem kurzen gebogenen Geweihende auf und ging damit zielstrebig einige Schritte dem Waldrand entlang zu einem grossen Haufen der Waldameise, legte das Geweih oben auf und kam dann wieder zu mir zurück.

“Also?”, fragte er mich: “Gehen wir?” Ich nickte. Er schwang den Gemskörper auf seine Schulter; dabei fiel das Hirn aus der halboffenen Schädelschale und klatschte zu Boden. Was mit dem Herz und dem Geweih sei, fragte ich ihn. “Meine Schmetterlinge werden das Herz holen, wenn es gar ist”, antwortete er im Weggehen, “und die Ameisen arbeiten noch ein Weilchen an meiner Trophäe.”

Das Haus des Brennesselmannes lag auf dem Sattel der Fuederegg, vor der prächtigen Kulisse des nun in vollem Sonnenlicht stehenden Halbkreises der Alpen und Berge des Hoch-Ybrigs. Von dem Haus war nur der First des Daches sichtbar und der Kamin, denn es lag bis über die Regengraben versunken und bis an die Mauern heran zugewachsen in einem Feld mannshoher, undurchdringbarer Brennesseln. Am Rand dieses Feldes bestiegen wir eine Leiter und erklommen einen schwankenden, hölzernen Steg, der auf dünnen Stelzen über dem Nesselmeer errichtet worden war und nach etwa fünfzig Metern bei einer halbgeöffneten Dachlücke endete, die den einzigen Zugang oder besser: Einstieg ins Haus, aber auch die einzige, dürftige Lichtquelle des Dachstocks bildete.

Noch finsterer wurde es, als wir ins Erdgeschoss herabstiegen. Durch die völlig überwucherten Fenster drang nur der Hauch eines grünlichen Dämmerlichts, etwa wie beim Tauchen in den Tiefen eines verkrauteten Sees. "Wir sind gewappnet", sagte der Brennesselmann. Ich hörte, wie er einen Schrank öffnete, etwas herausnahm und in einer Schublade mit Besteck wühlte. Ich zwängte den rechten Arm unter dem Tragriemen der Krätze hindurch und schwang die Trage von den Schultern. Beim Abstellen der Last stieß sie gegen einen weichen Gegenstand, von dem ich annahm, es sei ein Sack, vielleicht mit Laub oder Heu gefüllt.

Im aufflackernden Feuerschein des Herdes, auf welchem der Brennesselmann Wasser ansetzte, sah ich aber, dass dieses Weiche eine menschliche Figur war, die lautlos und regungslos am Boden kauerte, und dass ringsum in dem Raum viele weitere Menschen unter Tüchern auf dem Boden sassen, lagen, oder an die Wände lehnten. Während er die Gaben des Klosters behändigte und unter einer Eckbank verstaute, stieß der Brennesselmann einige der Schlafenden mit seinem Schuh an. "Aufwachen!" Nun kamen sie langsam unter den Tüchern und Decken hervor: Junge, Alte, Männer, Frauen und sogar ein etwa fünfjähriges Kind mit seinen Eltern.

"Was ist das für ein Schmetterling?", fragte das Kind seinen Vater und zeigte auf mich. "Ein Eichenspinner", antwortete der Brennesselmann und drückte mir eine Tasse mit frischem Kaffee in die Hand. "Woran erkennt man denn das", wollte das Kind noch wissen. "Vor allem an seiner Frisur", erwiderte der Brennesselmann, und das Kind kicherte. Ich versuchte, zurück zu lachen, etwas zu sagen, aber es fiel mir nichts ein. Der Brennesselmann nahm einen Schluck seines Kaffees und erlöste mich dann aus meiner Peinlichkeit: "Komm, Bruder, ich führe Dich durch meine Klause".

Er stieg auf den Dachboden, stellte sich neben der halbgeöffneten Dachluke auf und wartete, bis ich nachgekommen war. Er zeigte ins grüngleissende Meer der Nesseln: "Von hier kommen all die

Schmetterlinge, die im Tal und in der Stadt für heilsame Unruhe und Aufregung sorgen. Tagpfauenauge, Kleiner Fuchs, Distelfalter, Admiral, C-Falter, Landkärtchen: Ihre Raupen fressen alle auf der Brennessel, und sie verpuppen sich auch hier; an der Futterpflanze, im Boden oder im Schutz des Hauses. Nun erst erkannte ich, dass die Balken und Bretter des Unterdaches nicht vom Rauch geschwärzt waren, sondern von abertausenden kleiner Schmetterlingspuppen.

Dazwischen krochen vereinzelt Raupen heran, die sich einen Platz zur Verpuppung suchten. Der Dachboden war mit braunroten, eingetrockneten Blutropfen übersät. "Mekonium", erklärte der Brennesselmann, "der sogenannte Puppenharn, ein kleiner Tropfen, den der ausgeschlüpfte Schmetterling abgibt, bevor er losfliegt. Alle Stoffe, die er von seinem Raupendasein nicht mehr braucht, sind darin enthalten." Der Brennesselmann verschwand im dunklen Teil des Dachbodens. Ich hörte, wie er eine Türe öffnete. "Komm her!", rief er mir aus der Finsternis zu, "aber pass auf Deinen Kopf auf!" Ich hörte, wie er von seinem Kaffee schlürfte.

Als ich in seiner Nähe war, ergriff er vorsichtig meinen Arm und stellte mich an eine bestimmte Stelle des Raumes. "Dein Kaffee wird kalt", sagte er. "Trink! Es dauert ein Weilchen, bis man hier hinten etwas sehen kann. "Und?", fragte er nach einer Minute: "Siehst Du schon etwas?" "Ja, jetzt seh ich etwas, einen Haufen. Sieht aus wie Kleider." Er gab mir eins der Stücke in die Hand, es fühlte sich an wie fettiges Papier. "Eine Art Flies?", antwortete ich "Oder... - Pergament?" "Alles richtig", antwortete der Brennesselmann. Als ich dann endlich sah und Gewissheit hatte, was ich in den Händen hielt, liess ich das Stück fallen.

Es war die Haut eines Menschen. Und auf dem Haufen lagen hunderte dieser Menschenhäute. Manche noch mit den Haaren, die meisten aber geschoren. Dann sah ich noch zwei weitere Haufen. Einen kleineren mit den Häuten von Kindern und einen unordentlichen, zerstreuten Haufen mit Häuten älterer Menschen. "Wie Du vielleicht weisst", erklärte der

Brennesselmann, "häuten sich die Raupen im Verlaufe ihrer Entwicklung einige Male. Bei den Menschen ist das nicht anders. Was Du hier siehst, sind die Häute all der Besucher, die sich eine Stufe weiterentwickelt haben und mir als Dank ihre alte Haut geschenkt haben.

Aber wie bei den Raupen, so ist es auch bei den Menschen: Nach einer Häutung erkennt man sie manchmal nicht wieder. Bei der Raupe des Schwalbenschwanz ist es zum Beispiel so, dass ihre Haut zuerst eine schwarze, dann eine weisse und zuletzt eine grüne Grundfärbung hat." Daher kämen auch die Gerüchte, dass die Pilger, die zu ihm in die Berge kämen, verschwunden seien, missbraucht, verstümmelt, ermordet. Es seien aber alle wieder zurückgekommen. Nur seien sie manchmal selbst von ihren Freunden und Familien nicht wiedererkannt worden. Und zwar deshalb, weil diese nur auf die Kleider des zurückgekehrten Freundes, Ehemannes oder Vaters geschaut hätten und nicht auf seinen einzigartigen und unverwechselbaren Kern, der doch durch alle Wandlungen hindurch derselbe bleibe.

Ich schwieg. "Dein Kaffee wird kalt!" wiederholte der Brennesselmann und entfernte sich zu einer anderen dunklen Stelle am entgegengesetzten Ende des Dachbodens. "Vergiss bitte nicht, die Türe zu schliessen", bat er mich. "Hier gibt es noch etwas zu sehen." In dem zweiten Raum waren Menschen kopfüber an den Dachbalken festgemacht. Wie starre Tropfsteine hingen sie zu Dutzenden, nackt, mit angezogenen Armen und geschlossenen Augen nebeneinander, ohne sich zu berühren. Ich wunderte mich, dass ich weder ein Seil sehen konnte noch ein Nagel oder Haken sichtbar war, der diese Menschenpuppen an den Dachbalken festhielt.

Am ehesten hätte man noch denken können, sie seien mit den Füßen festgeklebt worden. Erstaunlicherweise machten Sie aber den Eindruck, als wären sie völlig gewichtslos. Keine Schwerkraft lastete auf ihnen, eher wirkte auf die Menschenpuppen eine Kraft, die sie leicht nach oben zog, oder in der Schwebel hielt. Ja, eigentlich standen sie umgekehrt und erstarrt auf den Dachbalken. "Bei manchen Schmetterlingen", kommentierte der

Brennesselmann, "vor allem den holzfressenden Arten, zum Beispiel dem grossen Nachtpfauenaug, dauert die Verpuppung mehrere Jahre, andere überliegen die Wintermonate, und wieder andere nur drei bis vier Wochen."

Damit hatte der Brennesselmann seine Führung beendet, und wir stiegen wieder in den grossen Raum hinab. "Eichenspinner!, Eichenspinner!". Es waren noch zwei weitere Kinder da. "Und was seid ihr denn für Schmetterlinge", fragte ich die vergnügten Knirpse. "Ich bin der graue Knospenwickler. Man sagt mir aber auch Spatzendrengle". "Ich bin das Waldbrettspiel". "Und ich der Brombeerzipfelfalter". "Und was macht ihr hier?" "Wir überwintern." "Als Schmetterlinge?" "Ja, klar doch!" "Viele Arten überwintern als Schmetterlinge", fügte der Brennesselmann bei, "zum Beispiel der Zitronenfalter oder der C-Falter, andere Arten überwintern als Puppen, zum Beispiel der Schwalbenschwanz."

Ob es denn auch Schmetterlingsarten gäbe, die als Raupen überwinterten. "Ja, durchaus, "bestätigte er, "die meisten sogar. Genau genommen überwintern 66 Prozent der einheimischen Schmetterlingsarten als Raupen. Einige davon alleine im Boden, einige ungeschützt in einer Astgabel sitzend, andere aber, wie zum Beispiel der Baumweissling, gesellig in einem Gespinst, das sich die Raupen miteinander angelegt haben."

"Und..", fragte eines der Kinder, "kann man auch als Ei überwintern?"

Doch nun erschallte von draussen eine Trompete. Die Leibgarde näherte sich der Fuederegg. Der Brennesselmann stürzte nach oben und betätigte einen schweren, eisernen Hebel, der neben der Dachluke angebracht war. Dadurch fiel der hölzerne Steg über den Nesseln auseinander, und nur die an einem Rahmen festgemachte Leiter am Rand des Feldes blieb stehen. Für die Infanterie stellte das Brennesselfeld zwar kein unüberwindbares Hindernis dar, aber eine unangenehme und schmerzhaft Erfahrung, da sie keine Handschuhe trugen und keine Vollvisierhelme. "Ergebt Euch und kommt raus!", rief der Kommandant.

Er stellte ein kurzes Ultimatum, das ungenutzt verstrich. Schon kamen zwei Reiter durch die Brennesseln angebraust, legten mit Fackeln kurzerhand Feuer ans Dach, so dass die im Haus befindlichen Menschen vor einem Entscheid ohne wirkliche Alternativen standen, nämlich, ob sie es vorzogen, im Haus zu verbrennen oder bei der Flucht durch das Nesselfeld. Auch mir blieb nichts anderes übrig, als den anderen Gästen durch die ursprüngliche Eingangstüre des Hauses, die nun aufgewuchtet wurde, ins Dickicht der Brennesseln zu folgen. Kaum draussen, blieb ich wie angewurzelt stehen, suchte nach dem Brennesselmann, drehte mich um und wurde dabei von nachstürmenden Menschen zur Seite gestossen, noch tiefer hinein in die Nesseln.

“Was ist mit den Puppen auf dem Dachboden!”, schrie ich. “Wer holt die da raus!” Von weitem rief der Brennesselmann: “Lass sie!” “Um Himmels Willen!”, hörte ich da den Kommandanten brüllen: “Was macht denn der Pater hier!” Einer der Adjuanten kam angeritten, zog mich hinter sich über den Rücken des Pferdes, preschte zum Rand des Feldes und lud mich neben dem Kommandanten ab. “Da sind Sie aber in ein hübsches Räubernest geraten”, bemerkte dieser trocken. “Sie können von Glück reden, dass wir Sie an ihrer Tonsur erkannt haben.” “Es sind noch Menschen in dem Haus!”, rief ich ihm zu: “Man muss jemanden hinschicken, um sie da rauszuholen!”

Ich wollte ihm erklären, dass da noch die Menschen wären, die verpuppt im Dachstuhl hingen. Als ich aber die gerunzelte Stirn des Kommandanten sah und seinen zornigen Ausdruck, der mir nahelegte, ich solle nun den Mund halten, und als ich sah, dass das Haus schon in Vollbrand stand und die Flammen meterhoch zwischem dem Gerippe des Dachstuhls emporschossen - da zog ich mich zurück und setzte auf einer Anhöhe auf einen Baumstrunk. Von Ferne wurde ich Zeuge eines beklemmenden Schauspiels, in welchem ringsum aus dem Nesselfeld die Gäste des brennenden Hauses auf die offene Wiese flüchteten, in alle Richtungen davonstoben, hinter ihnen aber - wie in einem Ballett - die Infanteristen herjagten, welche die sicher fünfzig grossen und kleinen Menschen in

ihren bunten, flatternden Tüchern einen nach dem anderen einfingen.

Der seltsame Umzug setzte sich in Bewegung. Zuvorderst ein Kavallerist mit der Flagge der königlichen Leibgarde. An zweiter Stelle der Kommandant der Operation Bergegeist, gefolgt von seinen beiden Adjudanten, danach die eine Hälfte der Kavallerie. In der Mitte: der Gefangenenwagen mit den Fässern. Auf dem Kutschbock führte der Arzt die Zügel der beiden Kaltblüter. Hinten am Karren, an einer langen, schweren Eisenkette, waren die Jünger des Brennesselmannes an doppelten Handschellen aufgereiht, den Abschluss der Kette bildete der Brennesselmann, der eine laute Rede hielt.

Hinter im trotteteten die Pferde der zweiten Hälfte der Kavallerie und schliesslich - im Staub ihrer Vorderleute - das Fussvolk der Infanteristen. Mir war die zweifelhafte Ehre zuteil geworden, neben den Gefangenen her zu gehen, um ihnen - wie der Kommandant mir aufgetragen hatte - bei Bedarf Trost zu spenden. Einen solchen Bedarf gab es aber nicht, denn die Gefangenen befanden sich im Zustand der Begeisterung einer Laientheatergruppe, die diesen Umzug nur darstellte und gar nicht wirklich an ihm teilnahm. So kroch die Prozession langsam auf dem engen, gewundenen Weg durch den Grünwald zum Seebensee hinunter.

“Lügen, Lügen, Lügen!”, schrie der Brennesselmann, “Alles Lügen!” Und seine Rede, deren Haltlosigkeit mich erstaunte, aber zugleich auch tief bemitleidete, wiederholte wie eine Litanei, dass es nicht wahr sei; dass alles nicht wahr sei. Seine Klagen und Anklagen wurden jedoch bald von einem immer lauter werdenden Donnern und Gedröhn übertönt, das uns aus der Waldestiefe entgegenkam. Bald wurde der Lärm so bedrohlich, dass die Pferde scheuten und der Tross zum Stillstand kam. Auf dem engen Weg kamen uns etwa hundert Kühe mit mächtigen Treichelhähnen entgegen.

Sie stampften wie eine von einem gewaltig scheppernden Motor angetriebene Riesenraupe ungebremst auf uns zu. Die Sennen machten zwar Anstalten, ihre Kühe zu einem langsameren Gang und zum Anhalten

zu bewegen. Vergebens. Die Maschinerie der Alpbafahrt kam erst zum Stillstand, als die Leitkuh, die mit vielerlei Blumen und einer Tannenspitze geschmückte Bergkönigin, Auge in Auge stand mit dem eingeschüchterten Pferd des Standartenträgers der Leibgarde. Und erst jetzt kehrte auch wieder die Ruhe ein in den Grünwald.

“Zurück!”, brüllte von hinten der Arzt auf dem Kutschbock. Der vorderste Senn darauf: “Jesses! Ist der Krieg ausgebrochen?” “Zurück! Zurück! Zurück!”, schrie der Arzt entnervt. “Ich hab es schon beim ersten Mal gehört!”, antwortete ihm der Senn: “Wenn der Herr Doktor mit meinen Kühen sprechen und sie dazu bewegen würde, den Rückwärtsgang einzulegen, dann will ich nicht stur sein!” Nun übernahm der Kommandant die Führung der Verhandlungen über die Frage, wer in diesem engen und steilen Wegstück umzukehren hätte. Wenngleich es allen schien, dass es hier für keine Seite ein Zurück gab.

Schliesslich kam man darauf zu reden, wohin man denn wolle, und als der Kommandant angab, ins Tal hinunter zu fahren, entgegnete ihm der Senn, dass er in der falschen Richtung unterwegs sei. Es gäbe hier keinen Weg ins Tal. Man müsse zurück auf die Fuederegg. “Unsere Karten aber sagen, dass hier ein Weg hinunterführt”, widersprach der erste Adjutant: “Eine Abkürzung nach Unteriberg.” Ja, von solchen Karten hätte er auch gehört, gab der Senn zurück. Der Weg sei auch da, er sei aber ziemlich steil, also praktisch senkrecht, und wenn man unten aufschlüge, liege man in einem Gebiet, das Weglosen hiesse, was seiner bescheidenen Meinung nach darauf hinweise, dass von da keine Wege mehr weiterführten.

Das Gelächter der Hirten und Knechte, die sich unterdessen um ihre Alpkönigin versammelt hatten, verärgerte die Offiziere sichtlich. “Zurück!”, schrie von hinten wieder der Arzt. Wenn es diese Abkürzung geben würde, brüllte nun der Senn zurück, würde er sicher nicht mit seinen Kühen über die Fuederegg und den Steinboden und über Oberiberg ins Tal abfahren, nur um einen hübschen, anstrengenden Umweg zu machen. So blöd seien selbst die Sennen nicht. Und wenn sie unbedingt wollten, könne

der Herr Adjutant mit seinen französischen Wunderkarten doch von seinem Ross heruntersteigen und zu Fuss ein wenig diesen Weg weitergehen.

Dann sähe er selber, dass nur Engel seine Abkürzung ins Tal nehmen können.

Nach einigem weiteren Hin und Her und nachdem man die Karte noch einmal konsultiert hatte, entschied der Kommandant, dass seine Leibgarde umkehren werde. Vermutlich hätten die Sennen recht. Er werde zu einem späteren Zeitpunkt abklären lassen, ob es nicht vielleicht diese Abkürzung doch gäbe. Da sei nämlich ein Fleck auf seiner Karte und dieser hätte die Zeichnung so unglücklich verwischt, dass man sie interpretieren könne, dass da eine Abkürzung sei - oder eine Felswand. Darauf befahl er seinen Soldaten, die Pferde vor dem Gefangenenwagen mit dem Heilwasser abzuschirren.

Da an der Rückseite die Gefangenen angekettet seien, könnten diese den Karren wieder zur Fuederegg hinaufschleppen.

Erst jetzt wurde der Senn auf die Gefangenen aufmerksam und auf den Mann, der zuvorderst an der Kette lag. "Was hat denn der Alois angestellt?", fragte der Senn den Kommandanten, während er auf den Brennesselmann zeigte. "Ihr kennt den Brennesselmann?", wunderte sich der Kommandat. "Ich hab ihn schon gesehen", antwortete der Senn, "aber das hier ist nicht der Brennesselmann. Das ist Alois, der früher einmal Senn war in der Mördergruebi, dem Äpli ob dem Steinboden." Nun setzte sich der Zug in Bewegung, und der Senn erzählte neben dem Pferd des Kommandanten hergehend, was er von Alois wusste.

Alois sei ein fauler Senn gewesen. Das hätte man schon bald gesehen, weil vor seiner Sennerei Brennesseln wuchsen. Er hätte den Stall nicht richtig ausgemistet, die Jauche sei über den Abhang hinabgeflossen, und da seien dann die Brennesseln gewachsen. Deshalb sage man auch, die Brennessel sei die Schande des Sennen. Auch der Käse sei bei ihm vergammelt, und die Bauern, die ihm die Kühe zur Sömmerung gegeben hätten, seien

wütend geworden und hätten ihn bei der Chästeilet davongejagt. Mit seiner einzigen eigenen Kuh hätte sich Alois darauf bei der Fuedergg niedergelassen und dort ein Hüttchen gebaut.

Aber auch da seien schon bald rundum Brennesseln gewachsen. Eines Sommers aber seien aus dem Tal Wanderer angekommen, die den Brennesselmann gesucht hätten. Und dann noch mehr Wanderer, ganze Scharen, die alle angaben, auf der Suche nach dem Brennesselmann zu sein. Da habe Alois gedacht, es gäbe vielleicht etwas her, diese Wanderer bei sich aufzunehmen, zu bewirten und beherbergen und so zu tun, als sei er der Brennesselmann. Und offenbar hätte sich dies für ihn auch gelohnt, denn meist hätten die Besucher Geschenke und feine Esswaren aus dem Flachland mitgebracht.

Sie seien auch die einzigen gewesen, die hier oben Alois behandelt hätten wie einen König. Es scheine aber, dass dieser Schwindel nun aufgefliegen sei. Der Brennesselmann aber, der sei ganz anders. Der sei ein Eremit, ein Schmetterlingsforscher, ein Heiliger, aber scheu wie ein Reh. Darauf entgegnete der Kommandant, man werde dann schon feststellen, ob das der Brennesselmann sei oder wie er, der Senn behauptete, ein gewisser Alois. Er ginge jedenfalls davon aus, es sei der Brennesselmann. "Alois!", rief da der Senn nach vorne. Der Brennesselmann drehte sich um: "Fridel!", rief er zum Sennen zurück.

"Fridel! Sag ihnen, dass das alles nicht wahr ist. Sag ihnen, dass ich diese Häute der Menschen aus Schweineblasen gemacht habe. Sag ihnen, dass die Puppen auf dem Dachboden aus Wachs sind und aus alten Kleidern und die Haare von den geschorenen Gästen stammen. Sag ihnen, dass es nur ein Schau war, weil das die Besucher doch so wollten. So ist es doch, Fridel! Sag ihnen, dass das alles nicht wahr ist! Und dass es nicht meine Schuld ist, wenn die Leute nach dem Besuch in meiner Hütte nicht mehr an ihren alten Ort zurückgekehrt sind. Sag es ihnen, Fridel!"

"Ich habe gesagt, was ich zu sagen habe", rief der Senn zurück. "Aber Alois, Du weisst doch auch: Erst wenn die Jauche an die Sonne kommt,

hört sie auf zu stinken.”

Bei der Fuederegg war vom Haus nur noch ein schwarzer Fleck im Brennesselfeld übriggeblieben. Von da an fuhren die Sennen mit ihrem Hausrat und den Kühen und die Soldaten mit ihrem Heilwasser und den Gefangenen gemeinsam talwärts. Ich aber entschied mich, erneut umzukehren, den zuvor eingeschlagenen Weg durch den Grünwald zu Ende zu gehen, um doch noch, wenn auch mit leeren Händen, das Hoch-Ybrig zu erreichen und vielleicht doch noch den Brennesselmann zu finden.

Unten am Seebli-See sass ein Fischer auf einer Landzunge, die in den See hineinragte. “Seid Ihr noch nicht weiter, Pater?”, fragte er mich, und ich sah, dass es derselbe Mann war, der mir kurz nach Oberiberg den Weg ins Hoch-Ybrig gewiesen hatte. Als ich ihm kurz erzählte, was ich seit dem Sonnenaufgang erlebt hatte, lachte er und meinte: “Dann sind sie doch schon weiter gekommen, als ich zuerst gedacht habe.”

Ob es denn in dem See etwas zu fangen gäbe, wollte ich vom Fischer wissen, denn der Tümpel schien völlig verkrautet, und nur Wasserläufer, die wie schlittschuhfahrende Spinnen hin und her jagten, bildeten da und dort kleine Kringel auf der sonst spiegelglatten Oberfläche. Zu fangen gäbe es tatsächlich nicht viel, sinnierte der Fischer. Vermutlich lohne sich für ihn hier vor allem das Warten. Da hätte er es gut, meinte ich etwas unruhig, denn ich hätte einen Auftrag des Klosters zu erfüllen. “Da wird sich der Brennesselmann aber mächtig freuen, wenn sie ohne ihre wohltätigen Gaben bei ihm ankommen”, antwortete der Fischer: “Hätte ich wenigstens einen Fisch gefangen, den ich Ihnen als Ersatz mitgeben könnte.”

Wir schauten auf den See hinaus, in welchem sich die Riedgräser spiegelten, die Tannen, dahinter die Berge und der Himmel; orange und rote Wolken.

“Sind Sie dem Brennesselmann schon einmal begegnet?”, fragte ich den alten Mann.

“Ja, aber das ist schon lange her.”

Dann schaute mich der Fischer an: “Ich verstehe nicht, weshalb der Abt jedes Jahr Patres zu ihm schickt. Der Brennesselmann ist meiner Meinung nach schon lange gestorben. Ich müsste es jedenfalls wissen, wenn er noch lebte. Schliesslich bin ich immer hier oben.”

“Haben Sie mit dem Brennesselmann geredet?”

“Ja.”

“Und was hat er Ihnen gesagt?”

“Er hat mir eine Geschichte erzählt von der Elster und dem Schmetterling, aber ich habe sie leider vergessen.”

“Und von sich hat er auch etwas erzählt?”

“Ja. Er habe das Kloster verlassen, weil er nur vor Gott stehen wollte. Weil er in Versuchung gekommen sei, das Kloster und die Gemeinschaft der Brüder zu lieben, um die es doch aber nicht ginge. Er sei in die Berge gegangen. Er sei aber schwach gewesen. Hätte da Gott auch nicht gefunden. Hätte einen Halt gesucht in irgend einem Tun oder Denken. Hätte dann damit begonnen, Brennesseln zu züchten, sich von ihnen ernährt, hätte aus den Fasern Stricke gemacht, Faden gesponnen, Tücher gemacht, sich daraus Kleider genäht. Aus den Samen der Brennesseln hätte er Brot gebacken.

Schliesslich aber hätte er den Raupen, die auf der Brennessel fressen, geholfen, Schmetterlinge zu werden, hätte sie in Kästen im leeren Stall gefüttert und ihnen auf dem Dachboden Schutz gegeben während der Verpuppung. Er hätte alle Schmetterlinge gekannt, geschützt, gepflegt, beobachtet und beschrieben. Den wenigen Besuchern hätte er vom Leben der Schmetterlinge und von ihren wundersamen Verwandlungen erzählt. Darauf seien immer mehr Besucher gekommen, die diese Geschichten hören wollten. Vor allem Menschen, die sich in der Stadt und im Flachland und in ihrem Leben und in ihrer Welt nicht mehr

zurechtgefunden hätten.

Seine Klause sei zum Rummelplatz geworden, so dass er sie eines Tages niedergebrannt und verlassen hätte. Aber andere hätten sogleich seinen Platz eingenommen. Und der Rummel sei immer grösser und verwirrlicher geworden. Das täte ihm leid.

“Falls er aber doch noch lebt”, insistierte ich, “wo könnte ich ihn denn am ehesten finden?”

“Als ich ihn traf, und das war wie gesagt vor vielen Jahren, da besass er keine Klause mehr. Er sagte mir, er sei auf dem Weg daheim und denen, die ihn suchten, gehe er entgegen.”

Gegen zwei Uhr nachts klopfte ich an das Tor. Der Abt hatte im Pförtnerhaus gewartet und öffnete mir. Ich wusste nicht, womit ich meinen Bericht beginnen sollte. Was gab es da schon zu sagen? Dass ich die klösterlichen Geschenke dem Falschen gegeben hatte; und diese Geschenke mitsamt dem Haus verbrannt seien? Dass ich den wirklichen Brennesselmann nicht gefunden hatte, aber durch meinen Besuch im falschen Haus das Kloster in Verdacht gebracht habe, es unterstütze einen Mann, hinter welchem der König seine Leibgarde herschickt, um ihn gefangen zu nehmen?

“Der Senn Fridel hat uns am späten Abend besucht”, begann dann der Abt. “Er hat uns erzählt, was er in Erfahrung bringen konnte.”

“Es tut mir leid!”, sagte ich, und legte den Brotsack, den mir der Fischer für den Fall, dass ich den Brennesselmann doch noch fände, mitgegeben hatte, auf den Pförtnertisch. Der Abt entzündete im Herd ein Feuer und setzte Wasser auf.

Dann erzählte ich, was alles vorgefallen war. Der Abt hörte aufmerksam zu. Nur einmal unterbrach er meine Schilderungen, nämlich, als das Wasser auf dem Herd kochte, er zwei Tassen und zwei Löffel und etwas Zucker auf den Tisch gestellt hatte und danach in der ganzen Pförtnerloge einen Schrank nach dem anderen geöffnet und alle Schubladen durchsucht

hatte und schliesslich um Entschuldigung bat; er könne keinen Tee finden, ob ich lieber eine Tasse Kaffee oder Milch hätte. Als ich meine Geschichte beendet hatte, bat ich den Abt nochmals um Verzeihung, ihm keinen besseren Bericht geben zu können, bat ihn aber zugleich auch, mir doch nun seinerseits darzulegen, was er über diesen Brennesselmann wisse, ob es ihn denn nun gäbe oder nicht, und vor allem, welche Bewandtnis es mit dem im Kloster versteckten Garten habe, den er mir vorgestern gezeigt hatte.

Was Alois, den falschen Brennesselmann betreffe, begann der Abt, so werde dieser mit Sicherheit bald freigelassen. Um ihn müsse man sich am wenigsten Sorgen machen. Er hätte zahllose Anhänger in der Stadt, die ihn nun erst recht für den wirklichen Brennesselmann hielten. Er werde sicher schon morgen andernorts eine neue Klausen errichten und es werde ihm an leichtgläubigen Besuchern nie mangeln.

Über die Menschen, die beim Brennesselmann Rat gesucht hätten, oder von ihm und seinen Geschichten angezogen worden seien, könne er kein Urteil fällen. Es scheine ihm aber, dass diese Menschen, selbst wenn man ihnen die Geschichte von der Verwandlung der Schmetterlinge wie einen billigen Abklatsch inszeniert hätte, dennoch tatsächlich eine Verwandlung erlebt hätten. Aber nicht so, wie sie es gemeint hatten, dass sie nur in die Rolle des Schmetterlings schlüpfen müssten, um ein Schmetterling zu sein, sondern so, dass sie jetzt die Erfahrung machten, gefangen zu sein, Gefangene ihrer in die Irre geleiteten Sehnsucht, dass ihr Wunsch, ein Schmetterling zu sein, verraten und missbraucht wurde; als bittere Enttäuschung, die aber auch Klarheit bringen könnte.

Das Gesicht des Abtes wurde kalt und ernst. Er suchte nach Worten, senkte den Kopf zum Tisch, dann betrachtete er sich rundum die Wände der Pförtnerloge, die Decke, seine Hände. "Dass aber der Schmerz und die Enttäuschung deswegen gut sein könnten...." Er atmete tief ein. Hielt die Luft an. Dann atmete er wieder aus: "...das ist die grösste Frechheit des Denkens und der teuflischste Frevel gegen den Menschen - und auch wir

sind nicht dagegen gefeit.”

Er faltete die Hände vor dem Gesicht; verbarg die Nase zwischen den Handflächen; legte sein Kinn auf die Daumen und schloss die Augen. So verharrte er eine ganze Weile.

“Dass der Brennesselmann noch lebt”, begann er dann leise, “das glaube ich, ohne es zu wissen.” Er öffnete die Augen und schaute mich an: “Die meisten seiner Bücher über die Schmetterlinge befinden sich übrigens in der Bibliothek des Klosters. Der Garten, der wurde vor langer Zeit gebaut. Er war schon da, als ich noch Novize war. Er wurde gebaut, um diesem einen Bruder, der uns einst verlassen hat, einen Platz im Kloster freizuhalten. Und wir nennen den Garten ”Die Welt“, weil wir nur wegen diesem einzigen Bruder, den wir vermissen, die ganze Welt zu uns ins Kloster nehmen möchten, damit wir sicher sind, dass er auch draussen in der Fremde und Einsamkeit immer bei uns ist.”

Der Morgen graute schon, als ich mich endlich in meiner Kammer auf die Bettstatt hingelegt hatte, um noch eine halbe Stunde zu schlafen. Da klopfte es an der Türe. Es war der Abt. Er streckte mir den Brotsack, den ich auf dem Pförtnertisch vergessen hatte, lachend und kopfschüttelnd entgegen: “Ich habe die ganze Zeit gesucht - und Du hast Deinen Brotsack bis oben gefüllt mit Brennesseltee.”

Die Seide vom Walensee

Erzählung zum Bildweg Walensee

Die Seide vom Walensee Unter den Dingen, die ich von meinen Eltern, die vor einigen Jahren in hohem Alter gestorben sind, geerbt habe, befindet sich ein unscheinbares Couvert mit der Aufschrift "Alte Rezepte". Darin stecken zwei Kochrezepte und zwar – ich will ehrlich sein - völlig nutzlose. Obschon meine Mutter eine ausgezeichnete Köchin war, wurden die beiden aufgezeichneten Gerichte nie zubereitet, nie gekocht, nie haben wir sie auch sonstwo irgends gesehen, probiert, noch nicht mal von weitem erschnuppert, denn das war schlicht unmöglich aus einem einleuchtenden Grund: Die wichtigsten Zutaten der Rezepte sind schon lange nicht mehr erhältlich.

Das eine Rezept trägt den Titel "Napoleons Hirn". Zur Zubereitung fehlt, wohl schon seit über hundert Jahren, "Napoleons Hirn". Nicht sein richtiges, wohlverstanden, das seit 1821 in St. Helena und ab 1840 im Pariser Invalidendom deponiert und trotz vierfachem Sarkophag wohl längst von Würmern und Mikroorganismen sorgfältig recyliert wurde; nein, gemeint ist mit "Napoleons Hirn" der "Stäächääs", (appenzellerisch für Steinkäse), auch genannt "Französchlumpä" oder "Üüterduuse". Der ziemlich punkige Bergler Volksmund drückte damit aus, dass das Ding rundlich war, von einer Kuh stammte und man plündernde Horden aus dem Flachland, vor allem aber die blasierten Franzosen, mit ganzer Inbrunst verachtete.

1 Der Stäächääs ist – wie sollte es anders sein - ein Käse, der aussieht wie ein Stein. Er wurde draussen im Freien gelagert, nicht in den Käsekellern,

sondern an unverdächtigen Stellen neben dem Haus, beiläufig an einer Hauswand unter einem Mäuerchen oder auf einer Geröllhalde, sodass gierige Banditen und hungrige Söldnertruppen den Käse unmöglich finden konnten. Vermutlich entstand der Stäächääs zu Beginn des Dreissigjährigen Krieges, nach Sechzehnhundert. Da gab es zwar Napoleon noch nicht, aber andere marodierende Truppen zu Hauf.

Der Steinkäse war keine Slowfood Käsespezialität, nein, er war eine existenzielle Notwendigkeit, eine geniale, simple Notration, mit deren Hilfe ausgeraubte Bergbauern bestenfalls den Winter überlebten, heute sagt man dem Versicherung, also ein Survivaltrick, dem wohl viele Menschen, die rund um den heiligen Berg Säntis lebten, ihr Dasein verdanken, viele meiner Vorfahren vom Bürgerort Wattwil, vielleicht also auch ich selber. Und ohne "Napoleons Hirn" gäb es eventuell diese Geschichte nicht. Das Rezept zur Zubereitung von "Napoleons Hirn" wurde von meinem Vater Heinrich mit seinem wie immer tadellos ultrafein gespitzten Bleistift in seiner klaren Mathematikerschrift auf kariertes A5 Papier notiert.

Ich nehme an, dass "Napoleons Hirni", flüssig serviert wurde und würzig bis unverhohlen stinkig die Synapsen der Geruchssensoren weitherum erschütterte - typisch für den eigentümlichen Gastro Humor des Toggenburger Menschenschlags, der sich vom dekadenten Kitschgeruch des wohlstandsverluderten Kölnischwasser-Adels trotzig abheben musste. Mein Grossvater – ebenfalls Heinrich - hat mich eingeweiht in das Geheimnis, wie man den Stäächääs herstellte. Damals war ich noch ein kleiner Junge, vielleicht acht oder zehn Jahre alt, also etwa 1965. An das Gespräch kann ich mich im Detail erinnern.

Es fand im Keller des grosselterlichen Hauses in Tufertschwil statt, 2 in welchem mein Opa - damals war er 70 Jahre alt und bucklig - gerade hammerschwingend auf einem wurmlöchrigen Schraubstock Obstkisten zusammen nagelte. Während des Redens schwenkte er ein Bündel Nägel im Mundwinkel und unterbrach seine Arbeit nicht. Es roch nach feuchtem

Staub, nach dem süssen Harz der frischen Fichtenbretter und nach mit Gewehrfett geölten Werkzeugen. Ich ahnte, dass Grossvater mir, dem Stammeshalter der Ambühls, ein Geheimnis verriet. Trotz Gehämmer und Geschäftigkeit lag eine feierliche Stimmung in der Luft.

Klar, dass der Trick mit dem Stäächääs nur dann nützlich sein konnte, wenn niemand ihn kennt, den es nichts anging. Und die Bergler können gut "uf dr Schnorre hogge". Das weiss man ja nicht erst seit der Appenzeller Käse Werbung. Nach Achtzehnhundert, in friedlicheren und sichereren Zeiten, konnte der Käse – dieses externe Fettpolster der Bergler - dann wieder weitgehend verlustfrei in Kellern lagern und so geriet die Kunst und auch die Mühsal der Herstellung von "Napoleons Hirni" mehr und mehr in Vergessenheit, oder wurde weiter geheim gehalten für die – Gott bewahre!

- nächsten bösen Zeiten. Das zweite Rezept, das ich geerbt habe, ist betitelt "Maria Tschudis Suppe". Das tönt in Anbetracht der Ingredienzien - recht unverfänglich, und war wohl auch Absicht. Meine Mutter - geborene Jda Mettler – hat das Rezept in ihrer schlichten aber praktischen Schnüerlischrift auf ein mit Bleistift handliniertes A4 Papier geschrieben, mit einem Kugelschreiber; das kann also frühestens in den Achtzigern des vergangenen Jahrhunderts gewesen sein. Der Name Maria Tschudi war mir nicht fremd, wohl aber – ich gestehe ganz offen - die Vorstellung, einst ihre Suppe essen zu müssen.

Was wollten mir meine Eltern bloss mit diesem extravaganten Kochrezept mitteilen? Denn, nicht wahr, dieses Rezept waren handverlesen, sicher nicht die Abschrift eines Kochbuches, nein, eine sorgfältig ausgewählte Botschaft. 3 Zuletzt in ihrem langen Leben, nachdem sie tonnenweise Erinnerungen und Möbel - auch ein Dutzend Kochbücher - alles, bis auf ganz ganz wenig weggegeben hatten, bewahrten meine Eltern nur noch die Essenz ihrer Lebensdinge auf, die in einer Schublade Platz fanden: Ein paar Broschen, Ketten, Ordner mit dem Testament, den Adressen der Freunde und Bekannten, die eine Todesanzeige erhalten sollten, ein paar

Bankunterlagen, ihre eigenen, selbst verfassten Lebensläufe und das Couvert mit den zwei Kochrezepten.

Weshalb also war ihnen Maria Johanna Tschudi so wichtig? Am Rezept selber kann es kaum gelegen sein. Es besteht aus wenigen Zutaten, nämlich, in der korrekten Reihenfolge: Puppen von Seidenraupen, Brotbrösel, Schnittlauch, Butter, Saft unreifer Trauben, Salz, Wacholder, und Kümmel. Ausserdem benötigt man zur Zubereitung zwei bis drei Kalksteine. Die Suppe wurde auf geröstete Brotschnitten, die mit frischem Knoblauch berieben waren, gegossen. Eine Sommersuppe muss es demnach gewesen sein, denn unreife Trauben, Verjus oder Agrest, wie es im Mittelalter hiess, war nur im Sommer vorhanden, oder, wenn im Herbst, dann in sehr schwierigen Jahren, wenn die Trauben nicht richtig reif wurden.

Die Seidenraupenpuppen weisen darauf hin das die Suppe vor 1870 entstanden sein muss, weil die Seidenzucht in Europa nur bis zu diesem Jahrzehnt überhaupt noch existierte, vorher aber seit Jahrhunderten weit verbreitet war auch nördlich der Alpen. Die nahrhaften Puppen wurden nach dem Abhaspeln der Seide selbst im christlichen Abendland verspiesen. Bis 1880 fanden sich sogar in gutbürgerlichen Kochbüchern noch Rezepte zur Zubereitung der Maikäfersuppe, ausdrücklich empfohlen von Ärzten zur Stärkung für Rekonvaleszente. In den Jahren danach wurde Entomophagie verdrängt, stigmatisiert als Armeleutefrass, als unzivilisierte, heidnische Essriten von Hexen, Negern und anderen Primitiven, oder man schämte oder ängstigte sich diese Rezepte aufzubewahren, weil man nicht auf das Verpönte behaftet werden wollte.

Ich habe mich immer gewundert, woher meine Mutter all diese Geschichten kannte, dazu jeden Namen von jedem Enkelkind, von jeder Tante, jeder CouCousine - einer ihrer fünf Brüder hatte immerhin 13 Kinder! Von allen wusste sie wann, mit wem sie verheiratet sind, verheiratet waren, sogar manchmal warum, inklusive epische Teile der zugehörigen Familiengeschichten, wie zum Beispiel auch von Maria

Johanna Tschudi. Woher hatte sie all diese Informationen? Sowas kommt nicht in der Tagesschau und findet man auch nicht im Internet. Nicht mal in einem Buch findet man sowas.

Und – haltet euch fest! - nicht mal in Wikipedia. Das enorme biographische Datenmaterial, das meine Mutter gesammelt, memorisiert, aber nie aufgeschrieben hatte und daher heute weitgehend verloren ist, stammte von den sogenannten Familienzusammenkünften. Familienzusammenkünfte fanden noch bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts statt. Auch meine beiden Schwestern und ich waren – wenn wir Pech hatten - eingeladen. Wir haben uns regelmässig blamiert, weil wir immer alle verwechselt haben. Ja, man muss eben auch ein gewisses Flair für familiäre Strukturen haben.

Ich war mehr an Biologie, den Beatles und – obwohl man ja auch Cousinen heiraten durfte – mehr an Mädchen interessiert, mit denen ich nicht verwandt war. So konnte ich verhindern, dass meine Mutter erfuhr mit wem und wo ich mich herumtrieb. Ihr Netzwerk war beachtlich. Facebook hätte von ihr einiges lernen können. An der Mettler-Zusammenkunft traf meine Mutter sich mit ihren Brüdern und auch den Schwestern und Brüdern ihres Vaters und deren Kindern und Enkel – es hörte einfach nie auf. Mittelhochgroße Säle wurden reserviert im Rössli, Hirschen, Schäfli oder goldigen Meerschweinchen.

Und da wurde das gepflegt, was man wohl ethnologisch als orale Sippentradition bezeichnen würde. Mit zunehmendem Alter starben die Teilnehmer dieser Zusammenkünfte weg. Heute ist diese Tradition meines Wissens erloschen. Meine Mutter nahm jeweils an beiden Familienzusammenkünften teil, nämlich an der Mettler- und an der Ambühlzusammenkunft. Sie besass einen unbestrittenen Sonderstatus. Die Mettlers stammen ursprünglich aus Kirchberg, die Ambühls aus Tuferschwil ob Lütisburg, beides Toggenburger Dörfer. Die Regel hiess, dass an Familienzusammenkünften die Ehepartner unerwünscht sind.

Ausser bei meiner Mutter, weil meine Mutter eben nicht nur mit meinem Vater verheiratet war, sondern weil ausserdem der Bruder meiner Mutter mit der Schwester meines Vaters verheiratet war. Diese Konstellation bezeichnete man damals als "über den Miststock verheiratet". Zugegeben, Miststock und Heirat, das tönt heute im Ohr eines urbanen Bankangestellten wenig romantisch. Zur Zeit der Vorfahren meiner Eltern aber, die arme Kleinbauern waren, meist mit mehr Kindern als Kühen, war die Grösse des Miststockes Ausdruck von Reichtum und Wohlstand eines Bauern; zeigte, wie viele Kühe er hat, wie viel Dünger für die Wiesen, wie viel materielle Ressourcen, eigentlich wie viel Geld.

Deshalb wurde der Mist der Kühe auch nicht einfach aufgehäuft, sondern kunstvoll "gezöpfelt" man hat ihn fast wie Goldbarren fein säuberlich aufgeschichtet, meist gut sichtbar vor dem Haus, damit, wer immer vorbeiging, von weitem schon sehen und auch riechen konnte: Da ist ein reicher Bauer zu hause. Keiner dieser Bauern wäre je auf die Idee gekommen einen hologrammlackierten Porsche Panamera Biturbo in der Garage zu verstecken! Diese neureichen Tölpel haben ja keine Ahnung wie man effektiv protzt! Und wie man sein Territorium richtig markiert.

Ja, wenn ich mir's genau überlege, komme ich mir, weil ich die Angeberei mit den Misthaufen noch mit eigenen Augen sah – und roch - schon richtig uralt vor. Wie auch immer: Meine Mutter hat die Geschichte der Maria Johanna Tschudi und ihrer Suppe im Detail gekannt und jedes Mal, wenn sie davon erzählte, schwang unverhohlene 6 Bewunderung und auch trockener Stolz in ihren Worten mit - was bei meiner Mutter eine Seltenheit war. Maria Tschudi war eine Rebellin, eine Frau, die sich allein durchgesetzt hatte. Und sie war verwandt mit dem berühmten Namensvetter des Ehemannes meiner Mutter, mit dem Matthias Ambühl, der sogar in Wikipedia erwähnt ist und der mit Wilhelm Tell und Winkelried das Triumvirat der Schweizer Volkshelden darstellt.

Im Gegensatz zu Tell ist Matthias Ambühl erst noch im wahrsten Sinne des Wortes hieb- und stichfest historisch belegt, also ein wirklich, echter

zertifiziert wahrer Schweizer Held. Meine Mutter hat die Geschichte der Maria Tschudi selber nie aufgeschrieben. Ich werde das hier stellvertretend für sie tun, und sie, verehrte Leserinnen und Leser und Teilnehmer des Bildwegs zu Komplizen machen. Denn da, wo sie heute gehen, ging Maria Johanna Tschudi vor 150 Jahren. 1 Maria Johanna Tschudi wurde 1837 in Nidfurn unter dem Guppen, einer mächtig ins hintere Glarnertal vorspringenden Bergsäule, geboren.

In einem geduckten Bauernhaus mit verwitterten Schindeln lebte sie mit ihren drei Schwestern und den Eltern in ärmlichen Verhältnissen. Der Hof gab schon lange nicht mehr genug her, um die Familie zu ernähren. Der Vater arbeitete widerwillig in einer Textilfabrik und im Keller standen zwei Webstühle, an denen die fleissigen Mädchen Maria, Regula, Bernadette, Susanna aber auch Mutter Rosina, geborene Ambühl, von Ledi bei Ennenda, oft bis tief in die Nacht hinein im Schein einer Kerze schufteten. Die Armut war gross, die Bevölkerung nahm zu, der Platz im Tal wurde stets noch enger als er eh schon war und in ihrer Not wanderten viele Glarner aus, oft verführt von Schleppern, die Ihnen das Blaue vom Himmel versprachen, 7 verkauften ihre Höfe und gingen nach Amerika.

Dort wurde 1845 – mitten im Stammesgebiet der KikapooIndianer bei den Grossen Seen „New Glarus“ gegründet, eine kleine Siedlung mit hundertfünfzig Glarnern, die von einem betrügerischen Agenten nicht wie versprochen in New York, wo man auf sie wartete, sondern in Baltimore, Maryland an Land gesetzt wurden und beinahe verhungert wären bei der mühseligen Suche und auf der langen Wanderung Richtung Westen, bis sie ihre beiden Scouts Dürst und Streiff, die ausgesickt wurden, um Land für die Siedler zu erwerben, endlich fanden. New Glarus! Genau da hin wollten auch Maria Johannas Eltern auswandern.

1860 hatten sie ihr Land in Nidfurn an zwei Nachbarn verkauft, das Haus mit den vier Kühen ging fast umsonst an den Viehhändler, bei dem die Tschudis Schulden hatten. Von dem bisschen Geld, das übrig blieb, bezahlten sie die Überfahrt. Alle im Tal waren froh, dass wieder ein paar

hungrige Mäuler gingen. Am Vortag der Abreise versammelten sich die Ausreisewilligen - es war eine Gruppe von über zweihundert Personen - noch einmal auf den Friedhöfen, um von ihren Vorfahren und Hinterbliebenen Abschied zu nehmen. Kinder und Eltern standen stumm zwischen den Grabsteinen, begleitet vom Pfarrer.

Und denen, die ins Gespräch kamen mit jenen, die dort unter der Erde lagen, stand die Frage ins Gesicht geschrieben: „Was ist ein guter Grund, an einem Ort zu bleiben, der keine Zukunft hat?“ Am meisten Tränen gab es bei dem schlichten Holzkreuz von Felix, dem Bruder von Maria Johanna, der zwei Jahre zuvor vom hohen Tenn auf die Deichsel des Heuwagen gestürzt war und sich dabei das Genick brach; so jung! er war erst vierzehn, er, der den Hof einmal hätte übernehmen sollen. Maria war bei diesem letzten Gang über den Friedhof etwas klar geworden, etwas, was sie in den letzten Tagen und Wochen immer deutlicher geahnt hatte, ein Gedanke der sich unerbittlich aufgedrängt, den sie ebenso oft verworfen hatte - aus Rücksicht auf die Eltern, die Schwestern, aus Pflichtgefühl, Gehorsam - ein Gedanke, der sich trotz inbrünstiger Gebete nicht abschütteln liess, und ihr jetzt am Grab von Felix zur Gewissheit wurde: Sie wollte von hier nicht fort.

Sie wollte nicht auswandern. Nicht nach Amerika. Ausserdem war sie schon Dreiundzwanzig und konnte selber für sich sorgen. In der Nacht - die wenigen Habseligkeiten der Familie waren vor dem Haus schon auf einem Leiterwagen verstaut - schlich sich Maria Johanna aus dem Zimmer, in welchem ihre Schwestern auf dem nackten Boden schliefen. Das einzige, was sie mitnahm, waren ein paar Batzen, die sie für Notfälle versteckt hatte, die Kleider, die sie in drei Schichten übereinander trug, und eine kleine, schwarze Seidenschürze der Trauertracht ihrer Grossmutter aus Berschis, die das glänzende Tüchlein vor vielen Jahren ihr, der ältesten Tochter der Tschudis, vermacht hatte.

In einem hastig hingekritzeltten Brief bedankte sich Maria bei Eltern und Schwestern, bat um Verzeihung, dass sie nicht mitfahren könne,

vermachte ihre Aussteuer, die sowieso erst halbfertig war, weil die teuren Leintücher noch fehlten, an Regula, die älteste ihrer drei Schwestern, und wünschte allen von Herzen Glück und Gottes Segen. Zielstrebig marschierte Maria Johanna zuerst nach Glarus, dann nach Näfels, Richtung Weesen. Ein Jahr zuvor war die Eisenbahnlinie Rapperswil-Chur eröffnet worden und so wanderte sie in einer vom Mond erhellten Nacht auf den Bahngleisen wie ein Dampfzug, zu ihrem eigenen Erstaunen beschwingt und sonderbar unbesorgt Richtung Sargans.

Als die Sonne aufstieg und der Walensee am Fuss der aufleuchtenden Churfürsten zu glitzern begann, war sie an Mühlehorn schon vorbei und vor ihr lag Murg mit der alles beherrschenden Spinnerei. Dort fand sie noch gleichentags Gehör beim vertrauensvollen Patron, der ihr, unter der Bedingung, dass sie niemandem erzähle, dass sie eine Reformierte sei, eine Arbeit anbot für Kost und Logie in einem Anbau, wo die „Auswärtigen“ untergebracht waren. Von nun an nannte sie sich Adelheid Walser, 9 um nicht mit ihrem auffällig reformierten Namen in Verdacht zu geraten.

Ausserdem konnte sie ja nicht sicher sein, ob man sie wegen ihres Verschwindens nicht suchte. In Murg blieb sie bis zu dem Tag, als ein Brand das Hauptgebäude der Spinnerei völlig zerstörte, und man ihre Arbeitskraft bis zum Abschluss des Wiederaufbaus nicht mehr benötigte. Das war im Jahre 1861 als auch das ganze Städtchen Glarus in einer einzigen Föhnsturmnacht niederbrannte, sodass man noch in Zürich und Basel ein Leuchten am Himmel sah. 2 Gewaltige Veränderungen brachte die Eisenbahn am Walensee. Der seit Menschengedenken stetig strömende Warenverkehr auf der alten Königstrasse übers Wasser brach zusammen.

Hunderte Arbeitsplätze von Pferdezüchtern, für die Reckerei auf der Linth, von Schiffsführen, Umpackern, Lagerhaltern, Gastwirten, Fuhrleuten, Bootsbauern, Ruderern gingen verloren. Andererseits war es nur mit den technischen Leistungen von Dampfkraft und Eisenbahn überhaupt möglich, in kurzer Zeit solch riesigen Materialmengen zu bewegen, dass

die Stadt Glarus in weniger als drei Jahren komplett neu aufgebaut werden konnte. Manche hatten diese Veränderungen vorausgesehen. In Walenstadt meldeten sich schon 1844 so viele Bewohner zum Auswandern, dass die Stadt einen Kundschafter nach Amerika schickte und die Bürger ernsthaft überlegten ihre Heimatstadt in corpore zu verlassen und gemeinsam auszuwandern.

Für Maria standen die Sterne gut. Sie fand durch Vermittlung des Patrons der Spinnerei von Murg eine Anstellung in Mühlehorn als Haushaltshilfe beim Holzhändler Eberle, der ihr die Arbeit jedoch nur gab unter der Bedingung, dass sie niemandem sage, dass sie eine Katholische sei. Hier konnte sich die junge Frau im Betrieb des stattlichen Anwesens nahe der Hammerschiede in Küche und Gastwirtschaft nützlich machen und zugleich einen lang gehegten Traum erfüllen. Eberle stellte als Verleger in Mühlehorn etwa zwei Dutzend Stuhlplätze für die Seidenweberei.

Die meisten Frauen und Mädchen, die für ihn arbeiteten, waren in Walenstadt ausgebildet worden, wo man zur Arbeitsbeschaffung einen Zürcher Seidenweber als Lehrmeister angestellt hatte. Wer drei Webstühle fehlerfrei abgewoben hatte, galt als ausgebildet und erhielt einen Webstuhl für die Heimarbeit. Dies dauerte meist zwei Monate. Eberle meinte, Maria könne die Ausbildung bei ihm machen. Er sähe selber nach drei Gängen, ob sie die Seidenweberei beherrsche, woran er nicht zweifle, und von da an könne sie dann bei ihm nach Stücklohn arbeiten. Am zweiten Jahrestag der Auswanderung packte Maria Johanna erstmals am Sonntag ihre schwarze Schürze aus, ging, als die Glocken riefen, zur Kirche und setzte sich weit hinten in die Bänke.

Pfarrer Freuler entging dies nicht. Er sprach Maria nach dem Gottesdienst an und es stellte sich heraus, dass er ihre Grossmutter aus dem ebenfalls reformierten Berschis kannte. "Wenn sie nur wüsste", klagte Maria, "wie es den Eltern jetzt ginge in Amerika, ihren Schwestern, wo sie wohnten, wie sie ihnen einen Brief schreiben könnte, um zu sagen, dass es ihr gut ginge und dass sie hier glücklich sei." Tränen kullerten. Ein paar Tage

später, an einem regnerischen Frühherbstmorgen erschien in der Küche ein junger Mann mit einem Korb frischgefangener Trübschen.

Er stellte sich als Tobias Blumer vor, Tagelöhner beim Holzflösser Guggenbühl, der für Eberle arbeite und erklärte, dass er im Auftrag des Pfarrers gekommen sei, um die selbstgefangenen „Walensee-Leoparden“ abzuliefern und ihr ein paar Neuigkeiten zu übergeben, die sie erfragt hätte. Hier in der Küche im "Gläuf und Gjufel" sei aber nicht der richtige Ort dafür. Sie solle doch am frühen Nachmittag zum Bahnhof kommen, wo er auf sie warten werde. Wenn die Dampfbahn durchfuhr, war der Bahnhof von Mühlehorn meist sehr belebt. Nicht wegen der vielen Fahrgäste, sondern weil es ein Spektakel war zuzuschauen wie das fünfachsige Dampfross der Escher-Wyss – oben drauf triumphierend, ganz im Freien, mehr reitend als stehend, der Lokführer, mit dem hohen, schwarzen, aufrecht steifen Chapeau claque, dahinter im Kohletender seine zwei Heizer mit den Schaufeln in Achtungsstellung - schnaufend und schneubend in den Bahnhof einfuhr.

Bei schönem Wetter begrüßte Lehrer Kamm mit einer singenden Schulklasse die Ankunft des technischen Wunderwerks. Tobias Blumer war 25 Jahre alt, stammte aus Weesen. Seine Mutter war früh gestorben, der Vater, ein Revoluzzer und Heissporn, schloss sich Freischärlern in Neapel an, wurde verletzt – mehr an der Seele als am Körper - zog sich enttäuscht zurück in die Berge, irgendwo im Bündnerland. Tobias schlug sich durch als Hilfskraft in Lagerhäusern, Werften und Speditionen von Weesen. Wo immer er war trug er ein Buch bei sich, das Pfarrer Freuler für ihn beim Lesekreis auslieh.

Hunderte Bücher hatte er gelesen, das einzige aber, das ihm selber gehörte, seine „grosse Liebe und Ehefrau“ wie er scherzte, weil er ja als besitzloser Proletarier eh nie heiraten könne, war das "Kommunistische Manifest" von Karl Marx aus dem Jahr 1848. Er hatte es von seinem Vater zur Konfirmation geschenkt erhalten, was – nicht unabsichtlich - der Pfarrer in Weesen völlig deplaziert und geschmacklos fand aber typisch für den vom

rechten Glaubensweg abgefallenen, aufmüpfigen, atheistischen und unbelehrbaren Klassenkämpfer Blumer. Über die Auswanderer des Jahres 1860 konnte Tobias in Erfahrung bringen, dass alle heil in New Glarus angekommen waren, jede Familie ein Grundstück von gigantischen acht Hektaren erhalten hatte und sich die Stadt prächtig entwickelte.

Adresse: New Glarus, Wisconsin, Vereinigte Staaten von Amerika. Ihre Gastgeber, bemerkte Tobias, die alteingesessenen Indianer, hätten sich verzogen, oder würden, wenn nötig, in Gottes Namen niedergemetzelt. 3 Eines Morgens fand Maria, an der Aussenklinke der Türe zu ihrer Mansarde eingehängt einen Beutel aus grobem Sacktuch und darin den bewurzelten Steckling eines Maulbeerbäumchens und einen Zettel mit der Aufschrift: „Dein Freiheitsbaum!“ Das konnte nur Tobias gewesen sein. Doch wo war er? Wie jemanden finden, der gleich einem Fisch mal da mal dort und husch und weg war?

Genau: Wie bei Egli, Hecht und Trüsche: Du musst den Köder kennen! Irgendwann würde er, Tobias, dachte Maria, wieder ein Buch, das er bei Pfarrer Freuler bestellt hatte, abholen wollen. Dies stürzte Pfarrer Freuler in eine mittlere Glaubenskrise. Soll er sich zum Handlanger eines amourösen Deals machen oder handelt es sich hier um technischen Support für Nächstenliebe? Nach vielen Bedenken und Vorbehalten, die der Pfarrer gegen den, wie es ihm zunächst schien kupplerischen Handel hatte, willigte er schliesslich ein im Frontispiz von Heinrich Pestalozzis Buch „Schwanengesang“, das Tobias gewünscht hatte, Marias Brief einzulegen.

Sie trafen sich – wie verabredet - am Hafen von Mühlehorn, ganz selbstverständlich, grüssten sich wie alte Eheleute, die seit Jahrtausenden verheiratet sind. Sagt man nicht, Liebe sei ein Kurzschluss von Wunsch und Erfüllung, ein Blitz, der Grenzen, Trennung, Fremde und Distanz in fraglose Nähe verwandelt? Das Maulbeerbäumchen, das Tobias Maria geschickt hatte, stammte von Walenstadt, wo man 1850 begonnen hatte, eine speziell für die Seidenzucht entwickelte Sorte zu pflanzen auf

Empfehlung eines Mönchs von Pfäfers. Allerdings fand sich niemand, der den Einkauf der Eier der Seidenspinner in Italien und die Anleitung der an der Seidenzucht Interessierten übernehmen wollte.

Die meisten Züchter gaben keine Kokons mit lebendigen Puppen ab, wohl weil sie befürchteten, sich damit bloss Konkurrenz zu schaffen. Erst nach 13 lange Recherchen fand Tobias in der weiteren Verwandtschaft einen Seidenzüchter, Merz aus dem appenzellischen Herisau, der 15'000 Maulbeerbäume besass und ihm ausrichten liess, er könne im Mai zu ihm kommen als Knecht und da arbeiten bis die Kokons reif seien. Die Maulbeer-Seidenspinner, deren Kokons Tobias Mitte Juni Maria übergab, schlüpfen in einer Hutschachtel zwei Wochen später. Acht Tage später waren alle tot.

Die vielen Eier, die die kurzlebigen Tiere hinterlassen hatten, trug Maria Tag und Nacht zum Ausbrüten unter den Kleidern in einem eigens genähten leinernen Brustbeutel auf der warmen Haut. Wenn sie dich so erwischen, witzelte Tobias, endest du noch wie die Anna Göldi. Maria fand diese Bemerkung nicht lustig: Anna Göldi war keine Hexe! Leider konnte nicht mal der aufrechte Melchior Kubli, der im nahen Friedhof ruhte, die arme unschuldige Frau vor dem Scheiterhaufen retten. Mit den Tschudis, die diesen Justizmord angezettelt hätten, sei sie im übrigen nicht im entferntesten verwandt, wenn er das meine.

Aber das meinte Tobias nicht. Die erste Mühlehorner Seidenraupengeneration war nicht zu beneiden. In Marias Mansarde war es zu kalt. In der Stube wollte Eberle die Raupen nicht dulden. „Das ist doch kein Stall hier!“, soll er geschimpft haben, als er sich nach der Bedeutung des quadratischen Holzkastens mit der Aufschrift „Villa Bombyx“ erkundigt hatte, den Tobias extra gebaut hatte, mit einem richtigen Schindeldach und vier Schubladen, in denn die Raupen auf ihren Maulbeerblättern frassen. Auch die Haushaltsvorsteherin, Frau Küng, wollte die ekligen Würmer in der warmen Küche nicht sehen.

Erst beim Schmied durften sie den Kasten neben der Esse aufstellen. Unter diesen Umständen war es wenig erstaunlich, dass von den etwa fünfhundert Raupen nur zwei Dutzend überlebten.

"Wenn du der liebe Gott wärst", fragte Maria Tobias, als sie wieder einmal zusammen am Hafen sassen, "was meinst Du: Was wär deine liebste Arbeit: Unglücke und Katastrophen zu erklären, Traurige, Hungerige, Gequälte, Vertriebene, Gefolterte, Entrechtete 14 zu trösten, oder Gebete zu erhören und Wünsche zu erfüllen?" Die Dörfer Murg und Mühlehorn sitzen wie Zwillinge nebeneinander am Südufer des Walensees im Ausgang enger, dunkler Talritzen, mit winzigen Schwemmkegeln, drauf sich Gebäude drängen wie Enten auf einer Kiesbank, durchströmt von Bächen, die die Mühlen, Schmieden, Sägewerke und Spinnereien antreiben, im Rücken bedroht von Felsabbrüchen, Bergstürzen, Murgängen, vorne vom aufbrausenden Charakter des Walensees und doch eingebettet in eine eigenartige Ruhe und Gelassenheit, ins schaukelnde Knarren der Weidlinge und eingelullt vom betörenden Blick hinüber zu den Churfürsten, dem majestätisch gezackten, goldig in der Sonne schimmernden Rückenkamm eines riesigen Drachens, der lang hin gebreitet zwischen dem Blau des Himmels und dem Blau des Wassers schläft.

4 1863 kamen Tobias und Maria erstmals nach Quinten. Vermutlich landeten sie damals vorzugsweise in dem etwas unbeobachteteren Au, um nicht den Gerüchten über ihre wilde Ehe unnötig Nahrung zu geben. Heiraten hätten die beiden sowieso nicht gekonnt. Die Ehefreiheit wurde in der Schweiz erst 1874 eingeführt und selbst noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts waren in vielen ländlichen Gebieten Mischehen zwischen Katholiken und Reformierten nur gegen grösste Widerstände von Kirche und Familie denkbar. Ausserdem brauchte man Geld, ein Haus, Arbeit und eine Aussteuer, um von einem Priester oder Pfarrer den Segen zu erhalten.

Armengenössige, Landstreicher, Knechte und Mägde wollte man nicht trauen. Die Ehe war eine ernste Sache. Lieben konnte man sonstwo. Das

durchschnittliche Heiratsalter lag damals aus wirtschaftlichen Gründen zwischen siebenundzwanzig und neunundzwanzig Jahren. Onkel Johannes Blumer, der in der Laui in Quinten wohnte, hatte seinen Neffen Tobias wegen einer Erbsache angeschrieben. Tante 15 Gret, die Schwester von Tobias' Vater, die in den vergangenen Jahren bettlägerig bei ihrem Bruder Johannes gewohnt hatte, war gestorben und hinterliess ihren beiden Brüdern in Quinten eine Wiese mit einem Stallhaus, wo sie seit dem Tod ihrer Eltern als Jungfer gehaust hatte.

Onkel Johannes bat Tobias sich in der Angelegenheit bitte mit seinem Vater in Verbindung zu setzen und ihn zu fragen, was er zu Tun gedenke mit seiner Hälfte von Haus und Land. Wie schon seit langem habe dieser bornierte Eremit nicht auf seine Briefe geantwortet. Tobias schlug seinem Onkel vor, dass er, Tobias, selber Haus und Wiese zu pachte. Eine Hälfte der Pacht solle der Onkel treuhänderisch aufbewahren für seinen Vater, der dann nach monatelangem Warten doch endlich in zwei Worten entschied: „Einverstanden, Gruss“. "Wir wollen nicht Ehe und Liebe durcheinander bringen", mahnte Onkel Johannes seinen Neffen.

Wenn es nach ihm alleine ginge, würde er dulden, dass sie zwei unter einem Dach wohnten, aber besser sei wohl, er, Tobias, sage, er wohne bei seinem Onkel in der Laui. Von da an wohnte offiziell Maria in dem Steinhaus am Waldrand der Wiese oberhalb des Felsens zwischen Au und Quinten, wo der alte Schulweg durchging. Tobias hatte auf dem Türbalken die Inschrift „Die Gedanken sind frei“ angebracht. Etwas oberhalb der bergseitigen Rückwand des Hauses baute er mit dicken Stämmen einen Schutzwall gegen Felsbrocken, die ab und zu von den Turmfelsen herabsprangen, manchmal auch wie Meteoriten das Dach durchschlugen oder zwischen den Bäumen die steile Böschung herab krachten.

Maria hatte ihren Webstuhl an der hellsten Stelle in der Stube über dem Geissenstall aufgestellt, sorgte für Ziegen, Hühner, Wiese und Garten, während Tobias im Sommer auf der Laubegg als Sennenhilfe, im Herbst in den Weinbergen, dazwischen in der Schiffswerft der Walsers und im

Winter im Wald beim "Büschele" und Holzfällen arbeitete. Und solange jemand wie er schwer arbeitete, meckerte man auch nicht über Privates. Die Seidenzucht gedieh zögerlich. Zwar schlüpfen im Frühjahr die Raupen, aber die Maulbeerbäumchen waren noch zu klein um viele Insekten zu ernähren.

Der grösste Gewinn dieser Arbeit war die freudige Neugier der Kinder, die morgens und abends lärmend und lachend am Haus vorbei von Au zum Schulhaus in Quinten hüpfen, und oft auch von Quinten herauf, um die exotischen Würmer aus China zu sehen, beim Sammeln der Blätter der Maulbeerbäume zu helfen, die weissen Raupen in den Kästen zu füttern, und danach die glänzende Seide zu bestaunen, die auf Marias Webstuhl entstand. Im Frühherbst wurden von der zweiten Generation etwa fünfhundert Kokons geerntet, die Maria in einem Kessel über dem Feuer abhaspelte, zu einem starken Faden zwirnte und zu einer kunstvollen Sonntagsschürze wob.

Die Puppen der Maulbeerraupen, die nach dem Abhaspeln zurückblieben, bereitete Maria zu einer Suppe, ergänzt mit Zutaten, die sie im Haus und in der Umgebung vorfand, und endlich war der Zeitpunkt gekommen ihren Eltern zu schreiben und von ihrem Glück auf der Sonnenseite des Walensees zu berichten. Maria war in Erwartung. 5 Das Mädchen kam im Mai zur Welt. Nach langen Diskussionen mit Onkel Johannes einigte man sich darauf, sie bei Pfarrer Freuler in Mühlehorn zu taufen. Wenn Maria fortan auf ihren falschen katholischen Namen verzichte, sei er, Onkel Johannes, bereit, die Patenschaft für das Kind zu übernehmen.

Nach einem kurzen aber heftigen Föhnsturm der Entrüstung, der danach von Walenstadt, Murg, Mühlehorn bis Weesen tobte, legten sich die Wellen wieder. Und eigentlich waren alle froh, dass dabei das Schiff der Wahrheit nicht untergegangen war und die Vernunft gesiegt hatte. Endlich im Spätherbst erhielt Maria Post aus Amerika. Kurz und förmlich kündigte Schwester Bernadette und ihr Ehemann, Jack 17 Chivington, einen Besuch an, da sie mit Vollmacht des Vaters in einer Erbsache in Näfels vorstellig

werden müssten und danach auf Mission für Gottes Sache nach Frankfurt weiterzögen.

Ohne Gruss ihrer Eltern. Am 14. März 1865 kamen Bernadette und John mit der Bahn in Murg an, setzten mit dem Schiff nach Quinten über und stiegen durchs Dorf hinauf an der Bernhardskapelle und den Ziegenställen vorbei, bogen rechts in den Wald zum Haus der Familie Blumer. Von hier hatte man die Gäste schon von weitem kommen sehen: Zuerst am Rauch und Dampf der Lokomotive, die drüben andampfte, dann am Boot, das am Hafen ablegte. Tobias hatte für den Empfang noch ein "Büscheli" nachgelegt. Der Besuch dauerte kurz. In der warmen Stube, wo Maria am Webstuhl sass und die kleine Adelheid im Bettchen schlief, wurde es schnell frostig.

Etwas umständlich gab man sich die Hand. Kein Kuss. keine Umarmung. John sagte mit ebenso breitem wie gekünsteltem Lächeln ein auswendig gelerntes „Grüezi“ her und sonst noch etwas, was Tobias und Maria nicht verstanden. Adelheid war aufgewacht und begann zu wimmern. Man setzte sich an den Tisch. Es gab, als wär es Sonntag, dampfenden Kaffee mit Geissmilch. Einen Kuchen dazu. Und so, wie die Begrüssung auf dem linken Fuss begonnen hatte, kam es später nicht besser. Bernadette schwärmte von Jack, ihrem Mann und fast mehr noch von dessen Bruder, John M.

Chivington, der als edelmütiger Held im Kampf gegen die heidnischen Horden der infamen Indianer mit Gottes Hilfe siegreich geblieben sei, wie einst Matthias Ambühl in Näfels. Tobias kehrte es fast den Magen. Als sich Maria, um das Thema zu wechseln, nach dem Schicksal ihrer Eltern und ihrer Schwestern erkundigte, kam von Bernadette harsch zurück, was sie denn das interessiere? Sie, Maria, hätte ja sowieso immer nur für sich geschaut. Undankbar und unanständig wie sie sei. Doch sähe sie ja nun wie dies ende, in einer lausigen Bruchbude an einem gottverlassenen Ort, wo man 18 schlimmer seekrank ankomme als bei der Überfahrt nach Amerika.

Maria war sich eine solche Rede von ihrer kleinen Schwester nicht gewohnt und begann zu weinen. Tobias schmiss die beiden kurzerhand aus dem Haus und rief ihnen hinter her: Was ihnen einfallt, das Massaker an unschuldigen Frauen und Kindern in Sand Creek als Heldentat zu verunglimpfen. Er sei nicht blöd, besäße zwar wenig, sei aber wenigstens gut informiert. "Bei mir müsst ihr nicht missionieren, ihr bigotten Bastarde, die am Tag, nachdem ihr wehrlose Indianerfrauen und Kinder ermordet und in einer Blutorgie deren Männer sklapiert und entmannt und ihre blutigen Gliedmassen als Trophäen in allen Dörfern herumzeigt habt, in der Kirche brav kauernd Gott dankt für das Land, das er euch geschenkt hat.

Pfui Teufel!" Leider konnte Bernadette das weder geistig verstehen noch übersetzen. Jack hätte es nie begriffen. Ein zweites Unglück nahte im Juni des darauffolgenden Jahres, als die etwa fünftausend Raupen, die Maria gezüchtet hatte, kurz vor dem Einspinnen in den Kokon dunkel Flecken zeigten und innerhalb von zwei Tagen allesamt verendeten. Die PébrineKrankheit hatte schon in den Jahren zuvor die ganze europäische Seidenindustrie zu Grunde gerichtet. Schlimmer noch als die Pest. Es überlebte keine einzige Raupe. Niemand wusste weshalb. In der Not, um diese Industrie und die tausenden Arbeitsplätze und Einkommen zu sichern - importierte man aus China den Götterbaumspinner und aus Indien den Eri-Seidenspinner, die für diese Krankheit nicht anfällig waren.

Auch Tobias besorgte Kokons des Götterbaumspinners und Maria versuchte mit gutem Erfolg sie zu züchten. Die Tiere entwickelten sich prächtig auf Liguster und Esche und sahen als erwachsene Tiere erst noch wunderschön aus. Ihre Seide musste jedoch wie Baumwolle gekardet und gesponnen werden, was die Arbeit mühselige machte. Seidenstoffe des Götterbaumspinners wurden grober und weniger glänzend, waren 19 schwieriger zu weben aber weicher und auf der Haut angenehmer noch als die Seide der Maulbeerspinner. Die Puppen der EriSeidenspinner wurden meist gegessen und zwar nach dem Rezept von Maria Tschudis Suppe.

Maulbeeren gab es jetzt zum Dessert. Liguster wurde angebaut. Und im Unterschied zum Maulbeerspinner konnte man die Raupen des tropischen Eri Seidenspinners in fünf Generationen pro Jahr sogar im Winter im Hausinnern züchten. Mal kamen Lawinen mal Schneeglöcklein, mal Pilze, Feigen, mal ein Steinschlag, mal kamen junge Geissen zur Welt und viel Glück die nächsten Jahre. Glück kann man nicht beschreiben. Wie sagt man doch: Das Herz redet nicht, es liebt . 6 Im Winter 1870 musste Maria Johanna ihre schwarze Schürze nochmals anziehen. Tobias verunglückte bei der Holzerei auf einem der schmalen holzbewachsenen Bänder im senkrechten Fels, als ihn der Ast eines fallenden Baumes in die Tiefe riss.

Sein Körper, in welchem jeder Knochen gebrochen war, lag auf dem Geröll halb im Wasser am Seeufer. Sein Gesicht war so zerschunden, dass man bei der Abdankung das Sargfensterli geschlossen liess. In Quinten gab es keinen Friedhof und seit die Walenstadter sich geweigert hatten die Toten Quintner auf ihrem Friedhof zu bestatten, lagen diese entweder auf dem katholischen Friedhof in Murg oder auf dem reformierten in Mühlehorn, wo auch Tobias zu seiner letzten Ruhe kam, ganz nah bei Melchior Kubli. Erstmals stieg auch Tobias Vater von seiner Klause herab.

Die arme Mutter! Jeder konnte an der Abdankung sehen, dass sich ihr Bauch unter der schwarzen Schürze wölbte. Im April kam ein gesunder Junge zur Welt. Zwei Wochen später war auch Maria tot. Sie starb im Kindsbett in ihrem Haus, wo gerade ein 20 Liebster gegangen und ein neuer gekommen war. Nochmals stieg Tobias' Vater herab. Das sei dann wohl für ihn das letzte Mal. Traurig besichtigte er mit seinem Bruder Johannes das verlassene Haus in Quinten und sagte nur knapp: "Das einzige, was ich von hier mitnehmen würde, ist der Türbalken." 7 Das Geschacher um die beiden Waisenkinder kann sich jeder vorstellen.

Der Junge, dessen Name nicht überliefert ist, kam durch Vermittlung des Patrons der Spinnerei Murg zu einer Amme in Flums. Bernadette und John erschienen aus Frankfurt, um sich um Adelheid - vor allem aber um die Wertsachen - zu kümmern. Zwar hatte Onkel Johannes als Pate für das

Kind sogleich die Verantwortung übernommen, und alle waren sich einig, dass es nicht möglich sei Tobias' Vater, diesem struppigen revoltierenden Bergmönch, wie ihn sein Bruder nannte, das Kind anzuvertrauen. Bernadette und John redeten lange auf Onkel Johannes ein, es sei doch besser, wenn das Kind in Frankfurt, in einer grossen, modernen Stadt zur Schule gehen und dort etwas Anständiges lernen könne, als hier am Arsch der Welt zu vergammeln, oder von einem herabstürzenden Fels erschlagen zu werden.

Onkel Johannes war eben daran die beiden aus seinem Haus zu werfen, kam im Gespräch mit seiner Frau aber zur Einsicht, sie seien ja tatsächlich mit 55 Jahren schon zu alt für dieses Mädchen und auch ihre eigenen erwachsenen Kinder seien ja schon draussen in der neuen Welt von Fabriken und Ingenieuren und mechanischen Schreibmaschinen. Also willigten sie schliesslich ein, Adelheid weg zu geben, die sich allerdings so wehrte, dass man ihr Geschrei und Wutgeheul noch drei Tage lang bis zum anderen Seeufer hinüber hörte, sodass Murger und Mühlehorner Gänsehaut kriegten und ihnen die Haare zu Berge standen.

Auch den beiden missionierenden Methodisten machte das 21 kräftige Mädchen Adelheid die Hölle heiss, sodass selbst die hartgesottenen Versicherungsvertreter Gottes schliesslich zur Einsicht kamen, es sei vielleicht doch besser das unerzogene Gewächs, das sich weigerte in Frankfurt in die Schule zu gehen, um lesen und schreiben zu lernen, ihrem Grossvater zu bringen, der zu guter Letzt brummelig nachgab. Adelheid schien diese Wendung ihres Schicksals zu gefallen. Bernadette bemerkte zu ihrem John auf dem Rückweg, dass es doch erstaunlich sei, welche Macht über ein störrisches Gemüt die Gewohnheit habe, in einer russigen, armseeligen, windigen und kalten Berghütte zu vegetieren.

Vom Haus am alten Schulweg in Quinten stehen heute noch ein paar zerfallene Mauern, umwachsen von vielen Ligusterbüschen. Seidenraupen hat seither niemand mehr gezüchtet, auch ausgewilderte Falter wurden nie beobachtet. Daher geriet auch das Rezept von Maria Tschudis Suppe in

Vergessenheit. Geblieben sind von ihrem kurzen Leben - sie wurde 34 Jahre alt - ihre beiden Kinder und einige der schönsten Schürzen und Bänder in den Sonntags- und Trauertrachten des Sarganserlandes, gewoben aus echter Quintner Seide. Nachwort Eine typische Erzählung meiner Mutter.

Sie hatte Hemmungen zuviel Gutes zu berichten, vielleicht aufgrund eines in Scham gekleideten Instinktes, man könnte sich beim Genuss schöner Geschichten zu sicher und geborgen fühlen und damit umso leichter in eine der vielen Fallen und Versuchungen geraten, die der Teufel an unserem Lebensweg aufgestellt hat. Mit Geld und Gold zu protzen schien ihr gleich unangebracht wie die Schwärmerei von Glück und Heldentum. Früher, beim Sonntagsspaziergang mit der Familie, wenn wir an 22 einer schönen Villa vorbeikamen, und meine Mutter bemerkte, dass wir mit bewundernd staunenden Blicken zu dem prächtigen Haus äugten, meinte sie jeweils in einem Kurzkommentar: „Vo wem hend die das echt alles gstole?“ Kann sein, dass sie auch bei glücklichen Menschen argwöhnte, sie hätte ihr Glück von jemandem gestohlen, und man also lernen sollte sparsam und nachhaltig mit dieser seltenen, nicht erneuerbaren Ressource umzugehen.

Das Bild des unendlich sprudelnden Füllhorns und der verschwenderischen Natur war ihrer Generation von Menschen mit Toggenburger Genen genau so supekt wie die prall gefüllten Konsumtempel, in denen niemand zu sehen war, der für die Herstellung der Ware in seinem eigenen Scheweisse badete. Ich bin fast sicher, dass im Empfinden meiner Mutter COOP und Migros nichts anderes waren als hinterlistig materialisierte Fata Morganas in einer Wüste von Hunger und Elend. Und am Eingang, wie bei Hänsel und Gretel lauerte erst noch die Konditoreiabteilung. Für meine Mutter gab es gegen diese zuckersüsse Seelenreue zwar ein inneres Sträuben, aber letztlich kein Entkommen.

Was wollte sie also sagen mit diesem Rezept von Maria Tschudis Suppe? Vielleicht nur: „Und, wie schmöckt's?“ Etwas tiefer können wir darin auch

eine subtile Form von Rebellion erkennen. Man schreibt ja nicht nur, um gelesen zu werden. Man pflegt Rübli und Kohlräbli im Garten nicht nur, damit sie gegessen werden. Was ist, wenn die Leute nicht mehr lesen können oder keine Lust haben auf Wurzelgemüse? Würden wir aufhören damit: Was hätten wir gewonnen? Weshalb sollte man aufhören Dinge zu tun, die grad niemand braucht, wünscht oder benötigt? Was hätten wir dann gewonnen?

Weshalb soll man Rezepte nur weitergeben, solange die Zutaten frei verfügbar sind?

Der Bildweg – Kunst, die im Gehen entsteht

Alle vier Erzählungen in diesem Buch sind nicht als eigenständige Prosastücke am Schreibtisch entstanden, sondern als Texte zu einem Bildweg – einem von Daniel Ambühl entwickelten Kunstformat, das er selbst als „Erlebnispfad der Kunst“ bezeichnet und das erstmals 1995 in Ascona realisiert wurde. Seither sind über zwanzig Bildwege entstanden, unter anderem in Zürich, Berlin, Braunschweig und Greifswald – und, für dieses Buch relevant, in Basel, Ludwigsburg, im Hoch-Ybrig ob Oberiberg und am Walensee. 2002 wurde das Format unter dem internationalen Namen „Artwalk“ an der Schweizerischen Landesausstellung Expo.02 auf allen vier Arteplages gezeigt.

Ein Bildweg ist zugleich Ausstellung, Führung, Katalog und Museum – und dabei, wie Ambühl es nennt, ein „demokratisches Kunstwerk“. Das Prinzip: Zu Beginn des Weges erhalten die Teilnehmenden eine Schachtel mit sieben Wachsmalkreiden, ein Dokumentationsheft, ein leeres Blatt Papier und einen Lageplan. Der Weg selbst führt über sieben Stationen durch eine Stadt, ein Dorf oder eine Berglandschaft. An jeder Station steht eine sogenannte Bildsäule mit einer eingelassenen Kupferdruckplatte. Die Teilnehmenden legen ihr Papier auf die Platte und reiben mit der Wachskreide darüber – ein einfacher, kein handwerkliches Können voraussetzender Vorgang, bei dem sich die erhabenen Stellen der Platte auf dem Papier abzeichnen.

Das eigentliche Kunstwerk entsteht erst am Ende: Übereinandergelegt ergeben die sieben an den sieben Stationen abgeriebenen Teilbilder ein achttes Bild – eines, das auf keiner einzelnen der sieben Platten je sichtbar war und das es folglich in dieser Form nur als physisches Ergebnis der eigenen Wanderung gibt. Jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin vollendet das Werk individuell, mit den eigenen Händen und Schritten. Die Bildergeschichte im Dokumentationsheft – eben die Erzählung, die zu jedem Bildweg eigens komponiert wird – begleitet diesen Vorgang: Station für Station entfaltet sich der Text parallel zum Bild, und beides, Wort und Relief, verschmilzt erst im

Gehen und im Rückblick auf den ganzen Weg zu einem Ganzen. Ambühl selbst beschreibt den Bildweg als „die spezielle Form eines Pilgerwegs“.

Für jeden Ort wird ein eigenes Thema gewählt und eine eigene Geschichte geschrieben, die lokale Geschichte, Landschaft und Legenden aufnimmt. So verhält es sich auch mit den vier Erzählungen dieses Buches:

Septima und Sebastian entstand 2003 für den Bildweg Basel, der vier Monate lang durch die Basler Innenstadt führte. Die sieben Stationen der Erzählung – vom Rheinufer über die Pfalz bis zum Rathaus – entsprechen den sieben realen Stationen des Weges durch die Altstadt.

Die Wandtafel in der Blindenschule wurde für den Bildweg Ludwigsburg komponiert.

Der Brennesselmann gehört zum Bildweg im Hoch-Ybrig ob Oberiberg – die im Text beschriebene Wanderung durch das Laucherentobel zur Fuederegg lässt sich, mit den entsprechenden Unterlagen, tatsächlich begehen.

Die Seide vom Walensee schliesslich ist die jüngste der vier Geschichten: Sie wurde für den 2016 eröffneten Bildweg am Walensee geschrieben, dessen sieben Stationen sich über Murg, Mühlehorn und Quinten erstrecken und der zu Fuss, mit dem Schiff, dem Velo oder der Bahn begangen werden kann.

Wer die vier Texte liest, ohne die zugehörigen Wege selbst gegangen zu sein, verliert nichts von ihrer erzählerischen Kraft – gewinnt aber vielleicht ein zusätzliches Verständnis dafür, weshalb das Gehen in allen vier Geschichten so viel mehr ist als blosser Fortbewegung: Es ist, dem Bildweg-Prinzip entsprechend, selbst die Form, in der sich Erkenntnis, Wandlung und Wahrheit erst zusammensetzen. Wer möchte, findet unter www.bildweg.ch ein umfangreiches Archiv zu allen bisherigen Bildwegen, mit Hintergrundinformationen, Bildmaterial und – für die vier hier versammelten Wege – auch die Originaldokumentationen.

Skyfood Verlag

www.skyfood.ch

www.bildweg.ch